

u m r i s s e

a u ß

meinem Skizzenbuche

von

H. von Rennenkampff,

Herzogl. Oldenburgischem Cammerherrn.

Zweyter Theil.

„Niemand lernt mehr aus einem Buche,
„als der es geschrieben hat.“

Hannover, 1828.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Eben so fruchtlos forschte ich Jahre lang nach dem Freunde meiner reifen Jugend, der meine academischen Arbeiten und Freuden theilte, und sich mit mir, in der Liebe zu Clärchen, begegnete. Mit welcher Sehnsucht verlangte mich nach diesem Wiedersehen! Mit welcher Sorge suchte ich ihn! — Ich habe entsagt, bis zu dem unfehlbaren Wiedersehen! —

Paris

P a r i s 1 8 0 9.

Die ächte Conversation

Hält weder früh noch Abends Stich.

In der Jugend sind wir monoton,

Im Alter wiederholt man sich.

(G e t t e.)

Man hatte im kaiserlichen Theater des Palastes der Tuilerien Molière et ses amis gegeben.

Ich hatte meinen Platz im Parterre. Links, in der Loge auf dem Proscenium, saß der Kaiser Napoleon, zerstreut, wie es schien, aber unbeweglich, nur daß er zuweilen an den Nägeln kauete oder die Schnupstabackdose an die Nase führte, daran zu riechen, denn einen andern Gebrauch machte er vom Taback nicht. Hinter ihm war die geräumige Loge mit Generals und Marschällen angefüllt, die sich nicht setzten. Gegenüber, rechts, in der andern Loge des Prosceniums, saß die Kaiserin Josephine, mit Theilnahme auf die Scene hinblickend, oder im lebhaften Gespräch mit ihren Damen. Von dieser Loge an saßen auf demselben Balkon die Könige und Königinnen der herrschenden Dynastie, von Spanien, Neapel, Holland und Westphalen. Ihnen gegenüber, von Napoleons Loge bis gegen die Mitte hin die anwesenden fremden Könige, Großherzoge, Herzoge und Prinzen regierender Häuser, so wie die Ambassadeurs abwesender fremder Mächte, aber nicht die Minister, die mit allen übrigen Männern das Parterre einnahmen. Der Scene gegenüber erhoben sich, auf amphitheatralischen Stufen, die Sessel sämmtlicher Damen. Der Anblick im Ganzen,

bey dem höchsten Puh der ganzen Versammlung, der außerordentlich hellen Beleuchtung und der ehrerbietigen Stille im ganzen Hause, hatte etwas sehr Imponirendes. —

Die hohen Personen von den Balkonen verließen, nach geendigtem Schauspiele, den Saal zuerst. Ihnen folgten die Damen. Wir, aus dem Parterre, stiegen eine andere Treppe hinauf, und mußten auf derselben ein Weilchen warten, bis jenseit der geschlossenen Thür die Damen passirt waren. Dann öffnete sich die Thür, und wir traten in die großen, reich verzierten Gemächer ein.

Da ich mich zufällig unter den zuerst eintretenden Männern befand, sah ich die ersten Säle noch leer, und in einem fernern die Damen versammelt, die rings an den Wänden auf Sesseln Platz genommen hatten, zum Theil auch auf großen Tabourets, die in der Mitte des Saales standen, und auf deren jedem vier Damen dos-a-dos auf den vier Ecken saßen; dennoch standen die meisten derselben.

Dieser Saal überfüllte sich bald durch die Menge der nachfolgenden Männer. Jede Bewegung ward ein Gedränge. Die Gespräche mit den Damen kamen sogleich in Gang, und da überall, aber nicht sehr laut, gesprochen wurde, so fand sich das Ohr durch das, dem Summen schwärmender Bienen ähnliche, Geräusch eben so betäubt, als der Blick verwirrt durch die große Mannichfaltigkeit glänzender Anzüge. Mit welcher Sorgfalt das Costüme des Militäirs und Civils damals geordnet

war, ist bekannt; diesem gab aber das der vielen Hofleute an Pracht und Geschmaç, das der vielen Fremden und fremden Diplomaten zum Theil an Bizarrerie nichts nach. Die Ordens-Sterne und Bänder allein waren schon eine Musterkarte ihrer Gesamtheit aus allen Reichen Europens, Persiens und der Türkei. Die Damen überstrahlten ihren eigenen, oft sehr abentheuerlichen, Puh mit dem Glanze ihrer Diamanten.

So wogte die bunte Menge, sich langsam hin und her bewegend, wie es der Zufall gab, durch einander, während der Kaiser eintrat und in derselben Cercle machte. Ueberall, wo er sich hinwendete, öffnete sich vor ihm eine Gasse im Gedräng, in der er langsam vorschritt und von Zeit zu Zeit Niemand anredete. In der einfachen Infanterie-Uniform, in Schuhen und weißen Strümpfen, ohne Hut und Degen, wenig ausgezeichnet durch den Stern der Ehrenlegion, war er es um so mehr durch den bedeutenden Ausdruck seines sprechenden Auges und der Herrschermiene, die sonderbar genug abfiel gegen den kleinen, dicken, wie gepolsterten Körper; ohne Anstand und Ansehen; beyde Hände auf dem Rücken gekreuzt; in der einen die Schnupstabsackdose, und so mit etwas ungeschickter aisance sich fortbewegend.

Er sprach sehr lakonisch, herrisch, selten freundlich, fast immer hart und rauh; man mußte glauben, er verachte Alles um sich her, selbst wenn seine Worte etwas Verbindliches ausdrückten. Dieß war jedoch sehr selten der Fall, selbst gegen Frauen; vielmehr war nichts

gewöhnlicher, als der Ton, in dem er einer Dame, die dasselbe Kleid angelegt hatte, in dem sie einige Tage vorher vorgestellt worden war, sagte: Es scheint, Madame, Sie schlafen in Ihrem Kleide. —

Hier war es auch, wo er von dem hochseligen Könige von Württemberg die Antwort bekam, die so bekannt geworden ist. Er fragte ihn nämlich: Wie gefällt Ihnen mein Hof? Der König erwiderte: Ich sehe hier keinen Hof, nur eine puissance. Wie? keinen Hof? versetzte der Kaiser. Nein, wahrlich nicht! entgegnete der König; ich sehe mich vergebens hier nach den Montmorency's, den Richelieu's und so vielen alten Namen um, die den Hof machten, den ich in diesem Palaste zu sehen gewohnt bin. Diese Antwort blieb ohne Replik. Ich erfuhr sie von meinem Nachbar, gleich nachdem sie ausgesprochen war, habe aber seitdem noch immer nicht ausfindig machen können, worin die Vorzüge bestehen, die der Hof der Ludwige vor dem Hofe Napoleons voraus haben könnte.

Der Reihe der Säle folgend, waren im nächsten Saale die Glieder der kaiserlichen Familie und alle fremden gekrönten Häupter versammelt; welches jedoch nicht hinderte, daß jeder Andere aus der zahlreichen Versammlung hier ein- und ausging. So trat ich auch in diesen Saal ein, und fand die Kaiserin mit der Königin von Spanien (geborenen Clary), dem Könige Friedrich August von Sachsen und dem Russischen Ambassadeur, Fürsten Kurakin, am Kartentische. Es waren hier noch zwei

andere Spieltische. In einiger Entfernung von denselben standen mehrere Könige, Großherzöge, Herzöge, Prinzen u. s. w. im gleichgültigen Gespräche, wie es schien. Jeden andern Raum nahmen ab- und zugehende Neugierige aus der Versammlung ein.

Man war still und anständig, aber durchaus ungewungen. Von Kammerdienern, Hoffurieren und anderer Dienerschaft war durchaus nichts zu sehen; ja nicht einmal ein Hofmarschall oder dienstthuender Hofcavalier mit dem Empressement der Aufwartung zu bemerken. Alles fügte sich von selbst aufs Beste, wenn gleich zuweilen auf eine Weise, die dem auffallen mußte, der in Paris oder in dieser Versammlung fremd war. So z. B. stand ich zufällig zwischen den Königen, ohne es zu bemerken, und sah mit Aufmerksamkeit dem Spiele der Kaiserin zu, die mit dem Spiele nur spielte, oft lange Pausen machte und sprach oder hörte, und nur, wenn die Unterhaltung stockte, wieder in die Karten sah, ans Spiel erinnerte und einige Stiche machte, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, zu errathen, welches Spiel gespielt wurde.

Da entfiel der Kaiserin eine Karte; ich sprang hinzu, sie aufzuheben, indem sich Alles um mich her in Bewegung setzte, aber ein Schnellerer und Dienstgewandterer als ich, ließ mir den Rang ab, stürzte an mir vorbei, bedeckte mich dadurch ganz mit seinem seidenen Mantel, ergriff die auf dem Boden liegende Karte und überreichte sie auf seinem Federhute, wie auf einem

Zeller, in einer ganz theatralischen Stellung, und ward für diesen Dienst durch eine ausgezeichnete, graziose Verneigung der liebenswürdigen Kaiserin belohnt. Verwundert sah ich ihn an; es war der König von Neapel. Unsere Schultern waren in so nachdrückliche Berührung gekommen, daß ich eine Entschuldigung machen zu müssen glaubte: Sire! ich bitte mich zu entschuldigen, wenn ich um diese Ehre wetteifern zu wollen schien; ich meynete nur eine Schuldigkeit nicht unterlassen zu dürfen. Ah! rief er lächelnd aus, ich war schneller! —

Dieser König war der Einzige in der Versammlung, der Spanisch gekleidet war, und zwar in der Tracht eines frühern Jahrhunderts. Er hatte überhaupt die sonderbare Neigung, sich aufs Abenteuerlichste zu kleiden. Auf den Jagden bey Portici habe ich ihn in einem Puh gesehen, der selbst an herumziehenden Kunstreutern höchst auffallend gewesen wäre. So auffallend und pomp- haft sah man ihn auch im Kriege auf hohem Rosse immer lächelnd einher stürmen; und wer sich des un- glücklichen Rückzuges der Franzosen im Jahr 1812 erin- nert, wird den naiven Ton eines russischen Generals lächerlich finden, der den König von Neapel auf den Vorposten antraf und ihm im Gespräch sagte: Sie haben ein so schönes Reich, so schöne Paläste, so schöne Pferde, so schöne Kleider auf dem Leibe, warum bleiben Sie nicht zu Hause? —

Zugleich aber läßt sich dieses Königs, der die kurze Lust so schwer gebüßt hat, nicht anders als mit der

lebhaftesten Theilnahme und tiefftem Mitleiden gedenken, wenn man sich der fast beyspiellofen Hinterlist seiner An- hänger und mörderischen Grausamkeit seiner Feinde er- innert, die seinem unschuldigen, redlichen und tapfern Leben ein so schmählisches Ende machte, zumal, wenn man ihn mit dem wieder eingesetzten Könige Ferdinand ver- gleicht, der vom Könige nichts als die Geburt hatte, und sich, bald nach seiner Rückkehr, ein Vergnügen daraus machte, eine Menge Eide hinter einander zu leisten, mit der Absicht, sie zu brechen; wie er denn auch unmittelbar darauf mit der größten Gemüthsruhe that.

Als der Kaiser seine Tournee in der Versammlung beendigt hatte, näherte er sich langsam dem Spieltische der Kaiserin, verweilte kaum einen Augenblick bey dem- selben und verschwand dann durch eine Thür, die er sich selbst öffnete. Wenige Minuten darauf erhob sich die Kaiserin, sogleich auch alle Spielenden an den andern Tischen, und es öffnete sich die Thür eines sehr langen Speisesaales, durchweg besetzt mit runden Tischen zu acht und zu sechs Personen, und im Hintergrunde ein großes Büffet.

Die fürstlichen Personen waren kaum eingetreten, als die Menge nachströmte. Der Tisch der Kaiserin war nur zum Theil besetzt, so auch die andern, an denen bereits fürstliche Personen Platz genommen hatten. Wie nun der Saal sich nach und nach füllte, rief die Kai- serin selbst diese Dame und jenen Mann, deren Erschei- nung sie abgewartet zu haben schien, und lud sie ein,

sich an ihren Tisch zu setzen. Alle übrigen Tische wurden von den eintretenden Damen und von den folgenden Männern, so viel diese letzteren Platz finden konnten, ohne Rang und Ordnung, nach Gefallen besetzt. Die übrigen Männer bewegten sich zwischen den Tischen herum, hielten sich an's Büffet, oder wurden von der überaus aufmerksamen Dienerschaft, wo sie standen, bedient.

Die Unterhaltung an jedem Tische war überaus lebhaft und munter, und doch nichts weniger als überlaut. Hier sah man Keinen, der sich mehr als billig auf die Flasche oder den Teller beschränkt hätte; Keinen, der seine Nachbarin nicht gebührend unterhalten hätte; Keinen, der nicht die Tafel als Gesellschaft, die durch das Gespräch belebt wird, behandelte.

Als die Kaiserin sich von ihrem Stuhle erhob, folgte Alles ihrem Beyspiel. Sie unterhielt sich noch einige Minuten stehend, in dem Saale, in dem sie vor der Tafel gespielt hatte, bis Alle aus dem Speisesaale herüber defilirt waren; machte sodann einige zierliche Verbeugungen, und entfernte sich, von ein Paar Damen gefolgt.

Augenblicklich ward es lauter und die Menge verlor sich nach und nach, mußte aber um so länger auf den Stufen der großen Treppe verweilen, wo Jeder von einem Portier laut bey Namen gerufen wurde, wenn sein Wagen vorsuhr, was mit der größten Ordnung geschah, nämlich nach derjenigen, in der die Wagen sich eingefunden hatten. Hier wurde, mit wenig Unterschied, die Un-

terhaltung so fortgesetzt, wie sie in dem Apartment Statt gefunden hatte, bis auf einen kleinen Anstrich größerer Ungezwungenheit. So wiederholte sich dieser Abend, den Winter hindurch, in jeder Woche ein Mal, ich glaube am Dienstage.

Die beyden Freunde, denen ich die honneurs von Paris machte, waren mit diesem Abend vollkommen zufrieden. Namentlich lobten sie die Ungezwungenheit an einem Hofe, an dem so viele Könige sich dem unangenehmsten Zwange unterwarfen, und den wohlgemessenen Anstand einer so großen Menge bey aller Ungezwungenheit und Freyheit. Doch erkannten sie leicht, daß sie hier den eigentlichen pariser Gesellschaftston nicht kennen lernten, der ein besonderer Gegenstand ihrer Neugierde war.

Ich führte sie daher in die angesehensten Häuser reicher Banquiers vom alten guten Ton, den sie wenigstens dafür halten. Hier herrschte eine gewisse französische Galanterie, die nicht diejenige des Hostonß aus der Zeit der Könige von Frankreich war, aber doch sehr auffallend gegen die Ungezwungenheit des heutigen Hofes abfiel.

Unten, bey der Hausthür, warteten zwey oder drey junge Männer, Söhne oder dazu erbetene Bekannte des Hauses, auf die aussteigenden Damen. Jeder derselben ward ein ungeheuer großer Blumenstrauß angeboten, aus dem sie ein Paar Blumen nach Wohlgefallen auszog, den Rest zurückgab und die Treppe hinaufgeführt wurde.

Der Tanzsaal war jedesmal ein sehr mäßiger Salon, den schon die Anzahl der Tanzenden ganz ausfüllte, in den sich jedoch noch eine Menge Zuschauer eindrängte und man nicht hätte glauben sollen, daß die Möglichkeit zu tanzen hier vorhanden sey. Es versteht sich, daß hier nur die französischen *contro-dances* und *cotillons* getanzt wurden und der Tanzmeister mit lauter Stimme die Figuren dazu aubrief. Wer nicht tanzte, oder in diesem Salon nicht Platz finden konnte, unterhielt sich in den Nebenzimmern, wo die Versammlung auch sehr zahlreich war. Der Gegenstand des Gesprächs waren hier nur die Theater oder der neueste Inhalt der *journaux*.

In diese Gespräche einzugehen, war nur möglich, wenn man die Eigenthümlichkeiten der Lieblingschauspieler aller Theater genau kannte, so wie auch die der neuesten und beliebtesten Theaterstücke, und nicht minder die Beurtheilungsart der Pariser vom guten Ton; oder wenn man seit längerer Zeit im genauen Zusammenhange der öffentlichen Angelegenheiten geblieben war und die besondere Stimmung jeder politischen Parthey und ihrer Wortführer genau kannte. Vom Hofe und was dort vorging, ward hier nie gesprochen, worin mir zuweilen etwas Affectation zu liegen schien. Ein Fremder konnte natürlich an diesen Gesprächen keinen Antheil nehmen. Ich bemerkte denn auch an meinen Freunden, sobald ihre erste Neugierde befriedigt war, daß sich einige Langeweile bey ihnen einfand, und wir verließen diese Gesellschaften frühzeitig, obgleich wir eingestehen mußten,

daß die Art des Anstandes, der hier in Allem beobachtet wurde, etwas sehr Gefälliges und Einladendes hatte.

Ein ganz anderer Ton herrschte in einem andern Theile der pariser schönen Welt, den man nicht unrichtig die diplomatischen Cirkel nennen könnte, weil man hier alle europäischen Gesandten und Geschäftsträger und was nur irgend einen nicht ganz unbedeutenden diplomatischen Rang hatte, versammelt fand. Hierzu kamen noch alle Fremde und viele vornehme pariser Diplomaten, Minister und Hofleute. So zahlreich nun auch diese eigne gemischte Welt war, so geschahen die Einladungen doch nur nach einer Auswahl, die von dem Geschmack oder den genaueren Bekanntschaften des Hauses, in dem jedes Mal die *Soirée* Statt fand, abhing.

Hier war der Ton ein allgemein-europäischer, oder doch wie er in allen großen Städten des mittlern und nördlichen Europa's unter reichen und angesehenen Leuten ist; ungezwungen, mehr laut als heiter, mäßig höflich, mehr galant als verbindlich, mehr neugierig als theilnehmend u. s. w. War die Gesellschaft zum Tanz versammelt, so war für bequemern Raum gesorgt und man sah viele Walzer tanzen, wie sie hier durch die Fremden eingeführt wurden.

Meistens war aber eine andere Unterhaltung vorbereitet worden: Delile oder ein anderer Berühmter in der Beredsamkeit las z. B. ein neues, noch unbekanntes Werk vor. Dazu hatte er zwey oder drey Tische vor und um sich, die mit einem unglaublich großen Aparat von

Flaschen und Gläsern, Getränken verschiedener Art, Süßereyen in eigenthümlichem Geschirr, Leuchtern und Lichtschirmen aller Art besetzt waren. Die Anordnung dieser so aufgepuhten Tische sollte einen überraschenden Anblick gewähren und nicht minder den Luruz als den Geschmack im Hause ankündigen, und fragte ein Fremder: wozu das Alles? so erhielt er zur Antwort: der Berühmte müsse sich die Stimme von Zeit zu Zeit, je nach den Umständen, mit gar mancherley Mitteln biegsam, rund, voll, sanft oder kräftig erhalten.

Oder es war irgend ein hochbeliebter Schauspieler — glücklich wenn es Talma seyn konnte! — willig gemacht worden, gewisse Scenen aus seinen Hauptrollen darzustellen. Für diesen wurden viele Shawls, Tücher, Hüte, Perücken und was es sonst seyn mochte, mit weltläufigen Anstalten herbeigeschafft und er wußte alle diese Dinge mit einer gewissen vorbereiteten Leichtigkeit und anmaßenden Einfachheit und Bescheidenheit künstlich genug zu benutzen, um damit Effecte hervorzubringen, die aus Unmäßigkeit beklatscht wurden, während der große Künstler im Kleinen diesen Beyfall mit gütig herablassendem Lächeln aufnahm.

Ein Fremder konnte hier jedoch nichts mehr bewundern, als das große Talent unermüdeter Bewunderung in den Zuschauern. War er aber etwas bekannter mit den Eigenheiten dieses ausgedehnten Circels geworden, so bemerkte er bald: daß Jeder bewunderte, aber nicht Alles; daß Alle bewunderten, aber nicht zugleich, und

in ganz verschiedenem Sinne; daß dieß aber nichts weniger als von eignem Geschmack und Urtheil abhing, sondern von den Partheylichkeiten gewisser Chorsführer, die, von ihren Anhängern scharf ins Auge gefaßt, sie schweigen machten, indem sie schwiegen, oder sie klatschen machten, indem sie klatschten. Dabey war nichts lächerlicher, als die Bewunderung eines großen Theils der Gesellschaft, wenn ein fremder Neuling sich vergaß und aus eignem Antriebe Beyfall oder Mißfallen merken ließ, wo es gerade nicht guter Ton war dieses zu bewundern oder jenes unbewundert zu lassen.

Ohne Vergleich angenehmere Soirées in diesem Kreise der eleganten Welt, waren diejenigen, zu denen nur eine kleine Anzahl Personen eingeladen wurde, deren Wahl aber mit Sorgfalt und Tact geschah, daß sie gut zu einander paßten, ihrer Geistesrichtung und ihrem Naturel nach; daß Jeder heiter, zur Geselligkeit geneigt und durch seine Bildung und Erfahrungen nicht ohne Mittel zur Unterhaltung war, und daß gemeinsames Interesse und allgemeines Wohlwollen Alle zu gegenseitiger Theilnahme verbinden konnte; was in zahlreichen Gesellschaften nicht möglich ist.

Hier versammelte man sich eigentlich nur, um beyammen zu seyn. Das Gespräch, ungezwungen nach allen Seiten gerichtet, veranlaßte fast immer von selbst manichfaltige Gesellschafts-Spiele, die eben nur durch das Beysamenseyn zu einander passender Personen wahres Interesse hatten. Jeder kam hieher mit der Absicht,

die Gesellschaft angenehm zu unterhalten, also nicht ganz unvorbereitet; welches letztere aber nie bemerkt werden konnte, indem sich Alles wie von selbst fand und nur ein Wort das andere zu geben schien. Die Frauen waren schön und liebenswürdig und thaten dadurch das Beste, durch specielles Interesse die allgemeine Heiterkeit um so mehr zu beleben. Das elegante *Soupé* an einer runden Tafel that dasselbe auf andere Weise, und Herr und Frau vom Hause traten mit der gewöhnlich so störenden übertrieben höflichen Sorgfalt nie ein; sie schienen selbst vielmehr nur ihre eigenen Gäste zu seyn, wie alle Uebrigen. Ich habe nie angenehmere Gesellschaften erlebt, und meine Freunde waren so ganz von meinem Geschmack, daß ihre Theilnahme sie bald in diesen kleinen Kreisen unentbehrlich machte.

Gewisse bejahrtere Damen bemühten sich um geistreichere Geselligkeit, ohne ihren Zweck zu erreichen, noch auch durch Heiterkeit und wirkliche Geselligkeit anzuziehen. Es war bekannt, daß sie jeden Abend zu Hause zu finden waren; es sey denn, daß eine neue *pièce aux françois*, au *laideau*, oder eine Oper im *conservatoire de musique* gegeben wurde, oder irgend eine große *fête*, oder *cercle* bey Hofe war. Man wußte, daß man sich ihnen nicht angenehmer machen konnte, als wenn man sie recht oft, wo möglich jeden Abend, besuchte, und so ward auch jeder Fremde zu ihnen eingeladen. Das sind ja überaus höfliche Damen! sagten meine Freunde; und ich ermangelte nicht, sie einzuführen.

Etwa

Etwa ein Duzend Männer und drey oder vier Damen saßen mit der Frau vom Hause im weiten Kreise umher. Von öffentlichen Angelegenheiten, besonders von Politik, wird aus Vorsicht nie gesprochen. Zwey bestimmte Gegenstände der Unterhaltung bleiben unverändert dieselben: die Chronik der Theater und die sogenannte Literatur. Es giebt *habitués* des Hauses, die sich *rendez-vous* hieher geben, zur Theaterchronik, oder zur Literatur, wie sie sagen, je nachdem sie früher oder später zusammen treffen wollen. Geht der Stoff der Unterhaltung etwas früher aus, so wird unfehlbar der Literatur (unter welchem Titel man die französische versteht) noch die deutsche angehängt.

So sprach man einst von Kant, und die Frau vom Hause versicherte: diese deutschen Autoren seyen so entseßlich profund, daß man kein Wort verstehen könne. Das macht, sie sind so wüthende Kritiker, erwiderte ein ältlicher Hausfreund, daß sie Alles kritisiren, selbst die Vernunft. Was? rief ein Anderer: sie kritisiren die Vernunft? Wer kann das auch nur mit einem Gran Vernunft thun! Dabey sah er selbstgefällig lächelnd seine Nachbarin an, die den Witz nicht verstand und ihn anging.

Allerdings! versetzte der Erstere: derselbe Kant hat es in einem dicken Buche gethan, daß Niemand verstehen kann, obgleich es Villars durch Uebersetzung lesbar gemacht hat. Der Kaiser Napoleon hat es daher auch eben so richtig als schnell beurtheilt; denn als er kaum eine Bier-

Stügen II.

telstunde darin geblättert hatte, hat er es weggeworfen und ausgerufen: dieß zwecklose Buch ist ganz unzusammenhängend und höchst inconsequent.

Vortrefflich! riefen Mehrere aus. Aber, fragte die Frau vom Hause, darauf hat der Mann wohl sein ganzes Leben verwendet? O nein! antwortete man ihr: er hat eine große Menge solcher Bücher geschrieben. Er hat sich z. B. eingeildet, der Mensch habe zwey verschiedene Vernünfte, eine practische und eine theoretische; und darauf hat er jede von ihnen in einem besondern dicken Buche so streng kritisirt, daß er alle deutschen Kritiker in Erstaunen versetzt hat und keiner gewagt hat, seine Kritik zu kritisiren. Vielmehr sind Tausende bemüht, die ganz unverständlichen Kritiken der Vernünfte zu erklären, und weil's Jeder anders versteht, erklärt's auch Jeder anders. Darüber gerathen sie unter einander in Streit und setzten mit eben so dicken Büchern, ihre Erklärungen der dicken Bücher gegen einander aus. So sind die guten Deutschen! Nach gerade aber muß doch die Kritik des Kaisers Napoleon, wenn auch auf etwas martialische Weise, sie von der Einfachheit und Einheit der Vernunft überzeugt haben, oder sie müßten denn durchaus unbelehrbar seyn. Alle lachten über diesen Witz.

Der ältliche Hausfreund war aber einmal im Fluß der Rede und nichts vermochte ihn zu hemmen. Was aber das Auffallendste dabey ist, fuhr er fort, das ist unstreitig die erstaunliche Vielseitigkeit dieses allzuprofund-kritikers. Denken sie sich nur: dieser unbegreifliche

Kant kann nicht nur zu Zeiten so einfach und verständlich schreiben, wie alle honnêtes gens, er hat sogar eine endlose Menge Kinderschriften geschrieben. — Alle drückten hiebey das größte Erstaunen aus und Einer meynete, das ließe sich nur aus periodisch eintretenden Geistes-Revolutionen im Gehirne dieses Gelehrten erklären. Diese Unterbrechung benutzte ein deutscher Fürst, der gegenwärtig war, und äußerte gegen den Redner die Muthmaßung, daß er wohl Kant und Campe verwechsle. Einen Augenblick stuchte der Franzose und stellte sich, als habe er nicht verstanden; als ihm aber die Muthmaßung wiederholt wurde, rief er lachend aus: O nun! Kant! Campe! das kommt wohl ungefähr auf eins heraus; die Deutschen sind alle Einer wie der Andere; nennt man Einen, so hat man alle genannt. — Das ist doch zu arg! sagte mir einer meiner Freunde; hieher komme ich nicht wieder.

Es giebt Fremde in Paris, und es ist der größte Theil derselben, die keine Bekanntschaft mit Parisern suchen und in keiner jener Gesellschaften anzutreffen sind. Sie finden in der bunten, lärmenden Welt überall, auf jedem Schritte, an öffentlichen Orten, auf Plätzen und in allen Straßen etwas Unterhaltendes oder Belehrendes, meistens beydes zugleich; lernen sich unter einander kennen; werden bald durch gemeinsames Interesse verbunden; haben mannichfaltigen Umgang unter sich und meiden jeden Andern als eine drückende Fessel.

Ich selbst habe Monate lang so gelebt und bin auch später aus der, meistens sehr leeren, Gesellschafts-Welt zu dieser Lebensweise zurückgekehrt. Es läßt sich mit Recht von ihr sagen, was Winkelmann von dem Müßiggange in Rom urtheilt: daß er verführerisch sey, weil er höchst belehrend ist. Der Fremde, der alle nützlichen, lehrreichen und merkwürdigen Anstalten in Paris, und jede genau kennen lernen und überdieß den Geist der öffentlichen Angelegenheiten, der zu jener Zeit so entscheidend für ganz Europa war, beobachten will, hat eine ansehnliche Reihe von Jahren damit zu thun, und verliert überdieß den Geschmack an dem leeren Müßiggange der großen Welt. Ist er aber auch ein Mann von warmer Theilnahme an allem Wohl und Wehe der Menschen in ihrem bunten Leben, an ihrer Betriebsamkeit, ihrer Arbeit, ihren Erholungen und den mannichfaltigen Aeusserungen ihrer Thätigkeit und ihrer Leidenschaften, so wird ihm jeder Schritt auf der Straße, in diesem vollzusammengedrängten Leben, eine eigene reiche Quelle der Unterhaltung.

Einer meiner Freunde, ein Deutscher, der bis in sein fünfzigstes Jahr sein Leben am Schreibtische und in der Gerichtsstube zugebracht hatte, und durch eine auffallende Ungerechtigkeit seines Dienstes entsetzt worden war und zum ersten Mal die Unabhängigkeit kennen lernte, an die er sich nur nach und nach gewöhnen konnte, sie dann aber auch als ein unschätzbares Gut verehrte,

war in der Heterkeit seines neuen Lebens, mit seinem sechzehnjährigen Sohne nach Paris gereist.

Er beklagte sich eines Tages über seine Ungeschicklichkeit, indem er seine Zeit, in dem neuen bunten Leben, nicht gehörig zu Rathe zu halten wisse. Drey Monate lebe er nun schon in Paris, und habe erst einige wenige der so berühmten Sehenswürdigkeiten kennen gelernt. Wie geht denn das zu? fragte ich. Das werden Sie freylich, erwiderte er, nicht errathen. Mein Sohn weiß so gut französisch, als man's in Deutschland nur immer lernen kann, wenn man keine Gelegenheit zur Uebung im Sprechen dieser Sprache hat. Hier nun, dachte ich, muß er recht viel sprechen und jede Gelegenheit dazu sorgfältig benutzen. Wie wir nun früh Morgens aus dem Hause gehen, ist gleich etwas da, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Bald ist's ein Mann, der kleine bunte Kupfersche feil hat; bald eine Frau, die eine unsägliche Menge nützlicher und unnützer Kleinigkeiten à prix fixe anbietet; so geht es auf den Boulevards und in allen Straßen ins Unendliche fort, bis in die Cafés und ins palais royal u. s. w. Ueberall glebt es vortreffliche und ungesuchte Gelegenheit zu sprechen; die Leute sind dabey so geschwähig zuvorkommend; ehe wir zum Frühstück in's Café kommen, ist es meistens Mittag geworden, und ehe wir an das Museum oder an den Ort kommen, den wir heute besuchen wollten, ist es Abend geworden und der Hunger treibt uns in die nächste Restauration. So geht es, mit wenig

Ausnahmen, alle Tage, und seitdem mein Sohn angefangen hat, die Leute, die er so auf der Straße kennen lernt, ja selbst Arme, die um Almosen bitten, in ihren Häusern zu besuchen, geht es mit dem Sprechen vorzüglich; auch lernen wir Manches kennen, was uns nicht wenig werth ist; aber in der Kenntniß der Sehenswürdigkeiten machen wir um so geringere Fortschritte. —

Ich gestand dem Vater und Sohne, daß sie nicht ohne Geist seyen und ihre bisherigen drey Monate in Paris nichts weniger als verloren hätten. Sie führten mich später in einem Hause ein, in dem sie auch auf ihre Weise bekannt geworden waren; das Angenehmste, das ich in Paris kenne. Der Vater war ein sanfter, heiterer Mann von ausgebreiteten Lebenserfahrungen; die Mutter eine überaus gutmüthige, freundliche und thätige Hausfrau; die Töchter schön, häuslich und arbeitsam und in mannichfaltigen weiblichen Künsten überaus geschickt. In dieser Familie herrschte der Geist der anziehendsten Häuslichkeit, der ungezwungensten und anständigsten Heiterkeit, Offenheit und wohlwollenden Zuversicht; Alle waren unterrichtet und ihre Unterhaltung in jeder Rücksicht anziehend, oft sehr belehrend. Diese lebenswürdige Familie war die eines wohlhabenden Sensfieders.

Ein anderer meiner Freunde, ein deutscher Gelehrter, war einst nach Paris gekommen, um dort einen kurzen Aufenthalt zu machen. Indessen blieb er von einem Jahre zu andern dort und hat es endlich gar nicht

mehr verlassen. Dieser Gelehrte hatte Umgang mit fast allen Männern, die etwas Ausgezeichnetes geleistet hatten und von denen etwas zu lernen war; aber die Gesellschaften der großen Welt besuchte er nie.

In den Privat-Sitzungen der Classen des Institutes (mit Ausnahme der französischen, die nie Besuchende zuläßt) und in allen Lehranstalten hatte er freyen Zutritt und besuchte sie oft. Alle Museen, Bibliotheken und öffentliche Sammlungen kannte er aufs Genaueste. Von Allem was Wissenswürdiges vorkam, hatte er durch seine Verbindungen sogleich Nachricht. Die ausgedehnte Stadt und ihre Umgegend kannte er bis in die kleinsten Einzelheiten. In jedem kleinsten Gäßchen hatte er Bekannte. Alle Fremde lernte er bald kennen; war aber sehr zurückhaltend, bis er sich irgend einen unter ihnen ausgesuchen hatte, dem er dann ein warmer, treuer und sehr nützlicher Freund wurde. An bestimmten Stunden des Tages war er mit gelehrten Arbeiten und Forschungen beschäftigt, den Rest des Tages brachte er an öffentlichen Orten und auf mannichfaltigen Wanderungen zu.

Diese Lebensweise an diesem Orte hatte einen immer neuen, nie ermüdenden Reiz für ihn. Er war ein heiterer, immer gleichmüthiger, edler, hülfreicher und lebenswürdiger Mann. Sein Vermögen bestand in einer Rente von vier Hundert Dukaten. Davon lebte er nicht bloß bequem und unabhängig, davon unterstützte er auch manche dürftige Familie, und sein Beutel stand

noch zu jeder Zeit seinen Freunden, oft zu ansehnlichen Vorschüssen offen. So viel vermag weise Sparsamkeit!

Wer von Deutschen in Paris spricht, gedenkt vor allen des Grafen Schlaberndorf. Aber wie Wenige kannten ihn! wie wenig kannten ihn oft die, die ihn täglich sahen und sich zu seinen lobpreisenden Freunden zählten! — Ein entschiedener Zug dieses Weisen war die Großartigkeit seiner Gesinnung und seiner Ansichten, die ihn eben so hoch über den größten Theil seiner Mitmenschen erhob, als seine warme Liebe und thätige Theilnahme ihn unaufhörlich zu ihnen hinzog.

Das Große in der Erscheinung Napoleons zog ihn mächtig an. Das Parte und das Despotische oft Unmenschliche in dem großen Emporkömmling machte ihn zu seinem entschiedenen Gegner. Das Anschauen dieser merkwürdigen Erscheinung und das Beobachten der Schicksale dieses Mannes, so wie der Schicksale Frankreichs und Europas unter und neben ihm, war ein großes Schauspiel, das er von keinem Punkte aus besser betrachten konnte, als eben von Paris aus. Hier blieb also Schlaberndorf, den Blick auf seinen Gegenstand geheftet, und bemerkte kaum, daß ihm sein großes Vermögen genommen wurde, und die kleine Welt seinen Eigensinn höhnisch tadelte; viel weniger ließ er sich dadurch verleiten seinen Beobachtungspunkt zu verlassen. —

So wie ihn seine Gesinnung hoch über alles Niedrige, über alles Nichtgroße erhob, sein irdisches Eigenthum ihm kaum beachtenswerth, viel weniger ein unschätzbares

Gut schien, und er, der mäßigste und bedürfnisloseste Mensch unsers Jahrhunderts, ohne ein Verschwender zu seyn, weit über die kleine Tugend der Uneigennützigkeit hinaus war; so waren auch seine Ansichten der Weltbegebenheiten erhaben über das kleine, beklemmende Interesse des Mein — und — Dein, das doch in der Seele sehr groß scheinender Machthaber oft der einzige Beweggrund gewaltiger Maßregeln und des Schicksals ganzer Nationen ist.

Weil Schlaberndorfs Ansichten ihn zum Politiker im größten und ernstesten Sinne machten, so pflegte auch gewöhnlich richtig einzutreffen, was dieser Kenner der Höhen und Tiefen vorherseh. Darum hielten ihn die kleinen Politiker für eine Art prophetischer Kunstmaschine, oder magnetisch Hellsehenden; belagerten ihn täglich; befragten ihn über Alles, und glaubten an seine ganz anders gemeinten Aussprüche, wie an unfehlbare, aber unbegreifliche Inspirationen. So kam es denn auch, daß selbst Polizeyspione, dem Ansehen nach gebildete Männer, sich an ihn, den Verfasser des Buches: Napoleon und das französische Volk unter seinem Consulate, drängten, auf seinem Zimmer in dem Kreise von Fremden und Parisern, der sich täglich zu bilden pflegte, Platz nahmen; er sich aber durch ihre Gegenwart, da er sie doch genau kannte, nicht im Mindesten stören ließ, sondern mit derselben Wärme und hinreißenden Beredsamkeit, als ob sie gar nicht da wären, seine Ueberzeugungen mittheilte. In Gegenwart solcher Personen

fragte ihn einst ein Fremder: ob er nicht zu fürchten habe, daß ihm seine rücksichtslose Offenheit persönlich Gefahr bringen könne? Lachend erwiderte Schlaberndorf: daran habe ich freylich noch nicht gedacht! Es ist aber auch nichts daran gelegen. Ich habe hier im Zimmer eine Art magischen Kreises gezogen, wer hereintritt, muß die Wahrheit hören, er mag wollen oder nicht, da hilft nun einmal nichts. —

So großartig frey und offen war er als Gelehrter und Philosoph, als Mensch, als Freund und Bürger, und doch konnte ihm die Welt nicht verzeihen, daß er die Sonderbarkeit besaß, das Geld nicht als das höchste Gut zu achten. Ueberhaupt heißt noch jetzt Schlaberndorf bey denen, die ihn nicht kannten, sie mögen ihn nun oft oder nie gesehen haben, ein Sonderling; ein Wort, mit dem man gedankenlos diejenigen zu bezeichnen pflegt, die uns überlegen, uns darum zuwider sind, uns aber doch so viel Achtung abnöthigen, daß wir sie nicht mit einem bestimmten Schimpfworte zu bezeichnen wagen. Seht nur, sagen sie, wie er im zerrissenen Schlafrocke Wochen, ja Monate lang an seinem Camine sitzt, ohne auszugehen, und dann seinen grauen Bart bis über die Brust herab wachsen läßt! —

Freylich wohl! das Bartscheeren ist ihm eine größere Unbequemlichkeit, als Andern. Er zieht es daher vor, den Bart wachsen zu lassen, so lange er sein Zimmer nicht verläßt, wo er denn doch, sollte man meynen, sich keinen Zwang aufzulegen verpflichtet werden könnte.

Daß er nicht ausgeht, wem dürfte wohl einfallen, ihn deshalb zu tadeln! Wer ihn aber auf seinem Zimmer besucht, hat wahrlich kein Recht, ihm eine toilette vorzuschreiben. Was ein Thor aus Sonderbarkeit thut, kann ein Weiser darum thun, weil er die Meynung des Volks unbemerkt lassen darf. Der kleine Mensch hat Recht, die öffentliche Meynung als Gesch zu ehren und zu befolgen. Aber es giebt Ehrfurcht gebietende Männer, die nur der zu tadeln wagt, der nur das kleine Aeußerliche an ihnen erkennt; Männer, für die der Tadel der Welt so wenig da ist, als die Berechnungen der Astronomen für die ewigen Gestirne, und das Gebell der Hunde für den Mond da ist.

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
„Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.“

Die Hungrigen, die er sättigte; die Nackenden, die er kleidete; die Frierenden, die er wärmte; die Unglücklichen, die er tröstete; die Irrenden, die er belehrte; die Zweifelnden, die er überzeugte; die Einsamen, die er liebevoll an sein großes Herz drückte; die Trauernden, die er erheiterte; die Waisen, denen er ein Vater ward; die Sünder, die er besserte; die Verwahrloseten, die er liebevoll zurecht wies; die Gesunkenen, die er der Ehre wieder gewann — diese Scharen kennen ihn und wissen, daß er kein Sonderling war; und Jeder, von Weltvorurtheilen nicht Geblendete, weiß es auch. „Ja wer auch nur Eine Seele sein nennt —“ und er nannte Tausende sein. Eine einzige Thräne tief gefühlten Dan-

Leß, sollte sie nicht das unbedachte Urtheil der ganzen Welt aufwiegen? und welche Thränen sind um Ihn geflossen! Er starb in einem öffentlichen Verpflegungs-
hause, und um sein hinterlassenes Vermögen führt man hartnäckige Prozesse.

Bei dem Grafen Schladerndorf traf ich einen Mann, der mir schon bei Hofe aufgefallen war, indem er mir bekannt schien, ohne daß ich mich auf ihn besinnen konnte. Ich fragte dort nach seinem Namen, und erfuhr, daß er Marchese Loralba heiße. Ich suchte in meinem Gedächtnisse diesen Namen, konnte ihn nicht finden, und war überzeugt, mich geirrt zu haben. Hier hörte ich ihn gut Deutsch sprechen, und suchte ihn nun in dem größern Kreise meiner Bekannten lange vergebens, bis ich ihn mit großer Wärme von den weniger bekannten Gegenden Italiens, und besonders von der außerordentlichen Schönheit gewisser Gebirgsthäler im Apennin sprechen hörte. Da ging mir plötzlich ein Licht auf, und ich fragte ihn: ob er nicht einen grünen Mantel zu tragen pflege?

Er lächelte nicht ohne einige Verwunderung über die unerwartete Frage, und bejahte sie. Dann kennen Sie die Familie Mancini und Tagliacozzo, und ich habe Sie dort gesehen, im Gespräch mit einem Schuhmacher, den Sie abhalten wollten, seine Tochter einem Fremden zu geben. Nach diesen Umständen erinnerte er sich meiner sogleich, und daß er mich ein Mal eine halbe Stunde lang gesehen habe. Ich sagte ihm aber,

daß er mir in dieser halben Stunde unvergeßlich geworden sey, und erinnerte ihn an das Gespräch mit dem jungen Mancini.

Dieser Gegenstand (Th. I. S. 252.) interessirte den Grafen Schladerndorf, der im Laufe des Gesprächs bemerkte, wie unglücklich oft die Liebe zur Heimath und zum Vaterlande sich der wahren Menschenliebe entgegenstelle, obgleich doch beyde nur aus derselben Quelle fließen; wie nothwendig es sey, die natürlichsten Gefühle zu durchdenken, ehe man sich ihnen überlasse u. s. w.

Ich bezeugte dem Marchese meine Verwunderung, daß er, ein geborner Maltheser, so gut Deutsch spräche. Mein Vater, erwiderte er, hat schon in Deutschland gelebt, ich selbst bin dort geboren und ein Paar Jahre in — — schem Staatsdienste gewesen. Maltheser nennt man mich nur des Ordens wegen, mit dem ich auch nur der russischen Bunge desselben angehörte.

Der belehrende Umgang dieses ausgezeichneten Mannes hatte einen ganz eigenen Reiz für mich, und ich suchte ihn deshalb mit Sorgfalt. Er scherzte selten, lachte fast nie, aber sein Ernst war milde und sein Benehmen liebreich und zuvorkommend gegen Jeden, von dem er nichts Niedriges, Kleinliches, Unehrbares oder Schlechtes wußte. Wo dieß aber der Fall war, sah man ihn nur zurückstoßend und stolz ohne Rücksicht. Er breitete sich im Gespräch gern ausführlich über den Werth der Dinge in der Welt, über den Menschen und Bürger, über Staat und Kirche, über Geschichte und Alter;

thum, über Sitten, Gebräuche und die Vorurtheile und Thorheiten unserer Zeitgenossen aus. Hierben aber verzieht er zuweilen die auffallendsten Sonderbarkeiten, von denen ich nur eine anführen will, die ihm gewiß Niemand weniger verzieh, als der Pariser von gutem Ton: seine Ansicht vom Schauspiel.

Eines Abends, im *Café de la rotonde*, wo ich mit meinen Landsleuten, denen ich die honneurs von Paris machte, die Stunde des Theaters abwarten wollte, und ihn dort antraf, gesellte sich auch ein junger elegant, Mr. Vernon, zu uns. Als dieser Pariser vom guten Ton, in Erwartung des Schauspiels, nur von der Herrlichkeit der Theater schwachte, begann der Marchese seine Gesinnung darüber zu äußern, setzte den Franzosen dadurch in so großes Erstaunen und interessirte uns Andere, wenn auch hauptsächlich durch den Reiz der Neuheit, so sehr, daß wir uns Alle im Anhören vergaßen, und darüber die Vorstellung der *Phädra* versäumten.

In Italien, sagte er unter andern, giebt man eine und dieselbe Oper dreißig Mal hinter einander. Das finden die Fremden dort unausstehlich, weil sie es anders gewohnt sind; nämlich gewohnt, etwas ganz anderes im Schauspiel zu suchen und eine ganz andere Vorstellung mit dem Worte verbinden.

Der Italiener empfindet tief und lebhaft; jeder Sinnenreiz ergreift ihn mächtig; er liebt daher die Musik, und vor Allem die Vocalmusik, ganz vorzüglich. Die Gesellschaften der eleganten Welt anderer Länder kennt

er nicht, und wenn man von ihm zu einer Abendgesellschaft eingeladen wird, so ist es, um Musik zu hören, und er nennt sie darum auch *Academia*. Das Schauspiel ist ihm auch nur eine solche *Academia*.

Jede Dame eines angesehenen Hauses hat ihre Loge im Schauspielhause, die ihr einziges Gesellschaftszimmer ist, wo sie jeden Besuch empfängt; deshalb wird auch keine *entrée* von denen bezahlt, die in die Logen gehen. In's Parterre geht man auch nur wie an einen öffentlichen Versammlungsort. Im ganzen Hause wird herumgegangen, gesprochen, und die Scene während der Handlung und der vielen und langen auf einander folgenden *Recitative* unbeachtet gelassen. Sobald aber eine von den ausgezeichnet schönen Stellen in der Oper, eine beliebte Arie, ein Duett oder dergleichen, so bekannt es denn am Ende auch ist, gesungen werden soll, so herrscht plötzlich die tiefste Stille im ganzen weiten Saale, und die rauschendsten Beifalls-Außerungen erfüllen ihn nach Beendigung der Stelle.

Diese Stellen sind es denn auch allein, die von den Sängern mit Sorgfalt behandelt werden; denn alles Uebrige in der Oper, gewöhnlich Unsinn, wird um so mehr vernachlässigt. Die Oper ist also hier nichts anders, als eine italienische Abendgesellschaft, eine so genannte *Academia im costume*, wo eine freye Unterhaltung herrscht und von Zeit zu Zeit ein schöner Gesang die versammelten Ohren ergötzt.

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen der Ueberraschung eines jungen Bekannten aus Ancona, der in Florenz zum ersten Mal im teatro cocomero gewesen war, wo Trauer- und Schauspiele gegeben wurden, als Nachahmung der deutschen, englischen und französischen Theater, ganz gegen den italienischen Geschmack; darum also auch doppelt schlecht und verwerflich. Der junge Mann, der nur Musik im Theater zu hören gewohnt war, beklagte sich bey mir darüber, daß man ihm das teatro cocomero als ganz vorzüglich, alla francese, empfohlen habe.

Denken Sie nur! fuhr er lebhaft fort: der Vorhang wird aufgezo- gen, Schauspieler treten auf, sprechen mit einander, laufen hin und her, zanken sich, rufen ihre Bediente, machen allerley häusliche Angelegenheiten ab — ich finde das unanständig; fasse mich aber in Geduld und warte den Anfang der Oper ab. Bis dahin will ich mich aus Langeweile mit meinen Nachbarn unterhalten; die antworten mir aber nicht. Ich gehe zu Andern; spreche vom Wetter, vom Corso; da verweist man mich unhöflich zum Schweigen; ich sehe mich um, und werde zu meinem Erstaunen gewahr, daß alle Leute mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Bühne sehen und die Schauspieler anhören. Ich gebe mir nun auch die Mühe hinzusehen und zuzuhören, und bilde mir ein, es wird dem Publikum etwas Historisches, zum Verständniß der folgenden Oper, mitgetheilt; aber, so wahr ich lebe! es sprechen die Leute nur unter sich von ihren Liebshaf-

ten,

ten, von ihren häuslichen und Familien-Angelegenheiten! Ich höre noch eine Weile zu, schlafe dann aber, natürlich! ein. Bald erwache ich aber von gewaltigem Klatschen, und sehe meine Nachbarn gerührt bis zu Thränen. Ist gesungen worden? frage ich. Grob und verdrüsslich antwortet man mir: Ey! warum nicht gar! das ist ja keine Oper! es ist ein Drama! da wird ja nicht gesungen. Damit ging ich fort, und gelobte mir, nicht wieder ins Theater zu gehen, wenn ein Drama gegeben wird. — Ich fand diese Theater-Critik in Italien ganz vortrefflich und sehr natürlich.

Ganz andere Forderungen an das Theater macht der Deutsche. Er will denken, und lieber seine Geisteskräfte als bloß die Sinne angesprochen und beschäftigt wissen. Er zieht daher das Trauerspiel, Schauspiel und Lustspiel der Oper vor, in der die Dichtung gewöhnlich eine Abgeschmacktheit ist. Er zieht überhaupt die Dichtkunst der Musik, die ernste der fröhlichen, die überzeugende Rede den Bildern, die Handlungen den empfindsamen Ergießungen, den Witz dem Scherze vor. Der Neigung des Deutschen entspricht am besten das ernstere Schauspiel und treue Darstellung des Lebens, des Menschen und seiner Sitten. Das Trauerspiel und Lustspiel müssen diesen Geist athmen, um eigentlich deutsch zu seyn.

Das eigenthümliche Schauspiel der Franzosen ist das vau- deville; das Leichteste und Unbedeutendste an den Grenzen der Tonkunst und der Dichtkunst; ewig tän-

belnd, aber auch erheiternd, wie unschuldige Kinderspiele. Seine Trauerspiele sind meistens mißlungene Nachahmungen der Alten, in der Carikatur eigensinniger Anstandsgefeße der neuen Franzosen; seine Opern ein fruchtloses Bestreben, die italienische zu erreichen, zu übertreffen; seine dramas ein Versuch, dem veränderlichen Geschmack des Publikums auch diese Dichtart, französisch aufgestuht, als deutsche Mode, zur Abwechslung annehmlich zu machen.

Von Engländern und Spaniern kann hier nicht eigentlich die Rede seyn, da seit ein Paar Jahrhunderten das nationale Schauspiel Jener Wettrennen und Hahnenkämpfe, Dieser Stiergefechte und Auto da fé's sind.

Herr Vernon war zu höflich, um zu unterbrechen, aber das Schweigen fiel ihm gegen solche Anschuldigungen schwer, und er erleichterte sich abwechselnd durch Gebärden des Erstaunens, durch Achselzucken und durch Seufzer. Hier aber rief er endlich aus: Großer Gott! Haben Sie denn Talma nie gesehen? Haben Sie Racine nie gelesen?

Ich habe Talma gesehen und Racine gelesen, erwiderte der Marchese. Ich weiß auch, was die Franzosen auf ihre Tragödien und Alexandriner, auf ihre Schauspieler und deren Darstellungsweise halten, und warum sie das Trauerspiel das französische Theater nennen. Erlauben Sie dem Europäer, anders darüber zu denken, als der Franzose. Dieser wirft nicht mit Unrecht dem deutschen Schauspieler vor, daß er, um die

Declamation nach der Absicht des Dichters aufs Genaueste, Feinste und Ausdrucksvollste zu nuanciren, kalt wird und den hinreißenden Effect verliert. Für diesen Effect thut hingegen der französische Schauspieler Alles, und viel zu viel. Er stürmt auf der Bühne einher; schreyt bis zum Verlust der Stimme; gesticulirt mit der übertriebensten Heftigkeit, und macht in der Rolle des Leidenschaftlichen stets einen Besessenen. Davon ist kein Talma und kein Lafond frey; so wie jener Vorwurf der Effectlosigkeit auch einen Iffland und einen Schröder in gewissem Sinne traf.

Das gute Spiel würde danach in der Kunst bestehen, die Mängel beyder Darstellungsarten gänzlich zu vermeiden, und ihre Vorzüge vollkommen zu vereinigen. Diese Aufgabe ist aber überaus schwer; um so schwerer, da der Schauspieler, der dieß außerordentliche Talent besäße, vorher den Franzosen oder Deutschen ganz abgelegt und sich begnügt haben müßte, bloß ein Europäer zu seyn. —

Diesem Ideale entsprach, vor allen Schauspielern in Frankreich und Deutschland, am meisten eine Frau, die in frühern Jahren theatralische Darstellungen, französische Tragödien, in ihrem Hause gab, und daneben noch die schwere Aufgabe hatte, ihre Zuhörer zwey große Mängel vergessen zu machen, den Mangel der Schönheit und den Mangel des edlen Anstandes in Gebehrden. Konnte man sich über diese hinwegsehen, oder so oft man das Auge und öffnete das Ohr um so mehr, so mußte man

ihr einräumen, daß sie so sorgfältig, fein und ausdrucks-
voll declamirte, wie die besten deutschen Schauspieler,
ohne schleppend und last zu werden, vielmehr den hin-
reißenden Effect erlangte, den der französische Schauspie-
ler sucht, ohne zu wüthen und zu toben, wie er. Diese
ausgezeichnete Liebhaberin und Künstlerin war die be-
kannte Frau von Staël.

Die Franzosen hassen Kälte und Langeweile über
Alles; und doch giebt es nichts kälteres und langweilli-
geres als ihre Dramen. So nennen sie die ernstern
Schauspiele vorzugsweise, die durch den Ausgang
des Stücks nicht Tragödien, und doch nicht im Tone
der Lachen erregenden Comödien gehalten sind. Diese
Dichtungs- und Darstellungsart ist nämlich dem Charakter
des Franzosen nicht angemessen, und bloß den unver-
standenen Schauspielen Anderer aus Nachahmungssucht
nachgebildet. Es ist mir darum auch nicht auffallend
gewesen, als ich einst eine Pariserin in einem solchen
Drama, fast überwältigt von anhaltendem Gähnen, da-
zwischen sagen hörte: o Gott! wie rührend ist das! —

In dieser Art des Schauspiels ist dagegen der
Deutsche so unübertroffen, daß nur der den zureichenden
Begriff von dem Werthe dieser Dichtungs- und Dar-
stellungsart haben kann, der Schauspiele von Schröder
und Jünger im Burgtheater in Wien gesehen hat. An-
ziehende Charakterschilderung und tief gefühlte und scharf
aufgefaßte Darlegung dessen, was im Bereich des täg-
lichen Lebens, wie es wirklich ist, ein unverdorbenes

Menschenherz in Höhe und Tiefe bewegen und ergreifen
kann, ist dem Deutschen eigenthümlich. Darum kann
sich auch die Ausartung dieser Eigenthümlichkeit nur zu
demjenigen Ungeschmacke neigen, der die Ifflandschen
breiten Familien-Gemälde und die thränenreichen Schau-
spiele eines Koebue mit so allgemeinem Beyfall ausnahm.

Zwey ganz verschiedene Dinge sind das Lustspiel
in Deutschland und in Frankreich. Das deutsche soll ein
geistreiches Spiel des Witzes seyn, mit der Geißel der
Satyre die Thorheiten züchtigen, und überhaupt eine
belehrende Ergeßlichkeit seyn. Darum ergeht es nicht
immer, belehrt es nur sehr selten, ist oft bey allem
Witze breit und langweilig, und verliert meistens durch
die Unbehüllichkeit der Schauspieler am meisten.

Das französische Lustspiel will nur Lachen erregen
in anständiger Gesellschaft, und erreicht seinen Zweck fast
immer; obgleich mancher ernste Deutsche hintennach un-
willig wird, daß er über Nichts hat lachen müssen.
Macht es andere und höhere Ansprüche, so ist es eben
so wenig das französische Lustspiel, als die schlecht nach-
geahmten Lustspiele Koebues deutsche sind. Ich glaube
daher auch in gewissem Sinne sagen zu dürfen, daß das
beste deutsche Lustspiel Figaro's Hochzeit von Beau-
marchais ist, die besten französischen Lustspiele aber die
von Mülner sind.

Unvergleichliche Paradoxen! rief Herr Vernon aus
und lachte laut auf. Wenn mir auch Vieles, von dem
was Sie sagen, unverständlich ist, so glaube ich doch so

viel daraus abnehmen zu können, daß Sie die Schauspielkunst ehren und lieben würden, wenn sie das höchste Ideal der Vortrefflichkeit auf der Bühne realisiert fänden. Dazu, dachte ich, wären Sie doch aber in Paris gerade am rechten Orte. Was kann Ihnen an Talma's Spiel zu wünschen übrig bleiben? Müssen Sie nicht von Phädra, Iphigenia und Brutus hingerissen werden? —

Doch nicht so ganz als Sie glauben mögen. Ich sehe überhaupt nicht gern die Tragödie. Nicht daß ich die Meisterwerke so mancher Dichter fast jeder Nation nicht zu schätzen wüßte; vielmehr lese ich sie mit dem allergrößten Vergnügen. Ich versetze mich leicht in die Zeit, in die Handlung, an den Ort, in die Charaktere, und lebe ganz in dem Stück, das ich ungestört und ununterbrochen lese. Das kann ich aber im Schauspielhause nicht so leicht.

Die Logen und Fauteuils sind eine Versammlung gepuhter Männer und Frauen, die sich wie in jedem Gesellschaftszimmer benehmen, das Parterre ist ein Kaffeehaus und die Gallerie ein zusammengelaufener Haufen. Jedes äußert sich auf seine Weise, und alle zusammen bilden einen geräuschvollen Jahrmarkt. Der Vorhang geht auf; ich muß mich nun plötzlich nach Rom oder Griechenland versetzen, und den Jahrmarkt und Paris und den heutigen Tag und mich selbst vergessen. Wenn gelingt das wohl in dieser zahlreichen und gemischten Gesellschaft? Und wie Viele giebt es in derselben, die

von Rom und Griechenland so viel wissen, als nöthig ist, sich vollkommen dahin versetzen zu können?

Das soll uns ja eben das Stück lehren, fiel Herr Vernon ein: die Handlung, das Costüme, die pomp-hafte Sprache sollen uns ja eben begeistern, hinreißen und an den Ort und in die Zeit versetzen!

Der Marchese lächelte. Sie machen große Ansprüche an die Bühne! das Costüme! Machen Sie sich nur bekannt mit der Tracht der Alten in Griechenland und Rom, und sehen Sie dann die Herren Lafond und Talma, die Demoiselles Mars und Rocour an, ob Sie sie nicht für phantastische, charakterlose Carnevals-Masken halten müssen. Hören Sie zugleich die halblauten Bemerkungen der Pariserinnen über den Schnitt der Gewänder, über den Stoff derselben, aus welchem Laden oder Magazin es vermuthlich her ist, in welcher Straße es besser zu haben gewesen wäre u. s. w., und versuchen Sie dann, sich durch das Costüme hinreißen und nach Rom oder Griechenland versetzen zu lassen.

Wem wird es aber auch einfallen, während des Spiels auf das Geschwätz der Frauen in den Logen zu hören! Ist nicht das Ohr gefesselt durch den erhabenen Colthurn der Sprache auf der Bühne . . .

Fürwahr! ein herrlicher Colthurn! die eintönigen schleppenden Alexandriner! die unendlichen Monologe im Dialog! die feinen französischen Sentimens! Sinnesart und Vorstellungen heutiger Franzosen, die weder be-

geistern noch hinreißen können, am wenigsten nach Rom oder Griechenland.

Ist denn das in Deutschland, Italien oder England anders?

Nein! aber eben darum leugne ich, daß die heutige theatrale Darstellung durch Costüme und Sprache irgend Jemand im Geiste ins Alterthum versetzen könne.

Nun! so wird sie's doch wenigstens durch die Handlung können! Sie können sich doch Cäsar nicht anders als in Rom, Drest nicht anders als in Griechenland denken. Ein Wort ist dazu genug, ein Name.

Freylich! wenn mit dem Worte auch Rom wirklich selbst da wäre! Werden Sie von den Felsen und Palästen, die jeder Zugwind hin und her weht, nicht daran erinnert, daß sie von Leinwand sind? Kann das Kerzenlicht Tag, können die flatternden Leinwand-Wolken den hesperischen Himmel machen? Wenn Drest auftritt, ist und bleibt er nicht Talma? und sehen Sie Drest auf einer andern Bühne auftreten, ist es nicht ein ganz anderer Drest? Es giebt so viele Dresse heut zu Tage, als es Theater giebt, keiner aber ist der eine Alte. Und in jedem Sinne ist es nicht der Alte. Wir hören mit Schauern Hippolyts grauenvollen Tod; der Vorhang fällt; Hippolyt erscheint und kündigt uns an, daß wir morgen vom Mahomet hingerissen werden sollen — wohin?

Nun verstehe ich! rief Herr Vernon aus: Sie wollen keine historischen Charaktere. Sie ziehen Tra-

gödien vor, in denen Zeit und Ort die unsrigen, Handlung und Charakter singirt, die Sprache unser heutiger Conversationston ist.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich überhaupt nichts gegen die Tragödie habe, daß ich sie nach Umständen sehr hoch zu schätzen weiß; daß ich aber die Tragödie nur lesen, nicht aufgeführt sehen will.

Das ist aber doch sehr paradox! Erhöht denn die gute Darstellung nicht die Illusion, die doch beym Lesen immer nur sehr mangelhaft bleibt?

Im Gegentheil! Die Darstellung im Schauspielhause stört alle Illusion, die man sich beym Lesen, ohne großen Aufwand von Phantasie, ungestört durch fremde Eindrücke, in hohem Grade machen kann. — Ich halte es für weit leichter, sich einen Wald, ein Gebirge, einen Himmel, eine Stadt vorzustellen, die ich nicht sehe, die mir aber sehr bekannte Dinge sind, als die bemalten Bretter und Tücher für diese Dinge selbst zu halten.

Es geht im Grunde Jedem wie mir. Denn wenn man gute Decoration mit Beyfall ausnimmt, so täuscht man sich ja nicht; man weiß, daß man nur Gemaltes sieht; aber man lobt die Kunst, daß sie der Natur sich bis zu einem gewissen Grade nähert. Dieß aber stört offenbar die Illusion. Ich soll mir die Handlung des Stückes in einem Walde vorstellen; das ist sehr leicht. Aber was ich sehe, ist kein Wald; stellt nur einen Wald mangel-

haft vor und die Illusion findet hier doppelte Hindernisse.

Mit der Handlung der Personen ist es nicht anders. Die Worte des Dichters lese ich wie er sie gedacht hat, rein und unverfälscht, und je mehr ich Menschen kenne, je mehr ich Leidenschaften mannichfaltig ausgedrückt gesehn habe, um so lebhafter kann ich mir die Charaktere und ihren Ausdruck denken. Personen stehn vor mir; so scharf und richtig gezeichnet als es der Dichter vermochte; so lebendig und ausdrucksvoll es meine, durch Erfahrung genährte, Einbildungskraft vermag; ich höre sie sprechen, ihr Organ ist das angemessenste; so ihre Figur und Haltung, ihr Ausdruck — die Illusion ist vollständig und so das Vergnügen das ich dabey empfinde. Bey der Darstellung im Schauspielhause ist immer der Schauspieler zwischen mir und dem Dichter, und seine Persönlichkeit ist ein Hinderniß mehr für die beabsichtigte Illusion. Seine Sprache, Gebärden, Mienen sind nur ihm eigen; thümlich; fremd aber dem Dichter, der doch diese Schauspieler nicht dichten wollte, und fremd mir, der ich den Dichter, nach meiner Vorstellungsart, rein auffassen, mir aber nicht die des Schauspielers eigen machen kann und soll.

Das Trauerspiel ist eine Angelegenheit zwischen dem Dichter und mir, zwischen ihm und dem Einzelnen, dem Geber und Empfänger, dem Handelnden und Behandelten, dem direkt Zuthellenden und dem direkt Auffassenden; keine dritte Persönlichkeit, kein fremdes Medium

darf zwischen beyde treten, ohne diese enge Beziehung, die Illusion, zu behindern, zu erschweren, zu stören. In wie hohem Grade dieß der Fall ist, wird erst recht auffallend, wenn man bald nach einander dieselbe Rolle von mehreren Schauspielern gegeben sieht. Ein großer, starker, ruhiger und langsam sprechender Tancred ist doch ein ganz anderer, als ein kleiner, lebhafter; ein Philoctet mit rauher oder nur tiefer, voller Stimme ein ganz anderer als ein Philoctet mit sanfter, biegsamer Stimme. Beyde können nach dem hergebrachten Maßstabe vortreffliche Schauspieler seyn; welcher von beyden wird aber der Tancred und der Philoctet des Dichters seyn? Dieß allein, dünkte ich, wäre aber die Frage, und nicht wer der Tancred und Philoctet des Publicums ist.

Wer sagt Ihnen aber, wenn ich fragen darf, — fiel Herr Vernon ein — daß der Tancred, den Sie Sich vorstellen, der Tancred des Dichters sey?

Daß das nicht unmittelbar und direkt zu nehmen sey, hätten Sie aus dem Bisherigen bereits abnehmen können. Lesend hat Jeder und Keiner den Tancred des Dichters; der Bühne gegenüber hat Jeder den Schauspieler.

Die Paradoxen sind mir nichts Neues mehr. Diese aber scheint doch vor Allen einer Erklärung zu bedürfen.

Tancred ist eine Angelegenheit zwischen dem Leser und dem Dichter. Dieser leistet was er vermag, ihn vollkommen wahr, lebhaft und ausdrucksvoll darzustellen;

Jener thut was er vermag ihn eben so wahr und rein aufzufassen. Mehr kann Keiner von beyden. Dieß aber sind die Factoren, und das Product ist — der Tancred des Dichters. Dieser kann denn freylich wohl für jeden Leser, nach Umständen, ein Anderer seyn, und genau genommen ist dieser Tancred, wie ihn sich der Leser vorstellt, ein Sohn des Lesers und Dichters zugleich. Auf jeden Fall ist er das reinste Product der beyden Factoren.

Wie anders ist es aber, wenn ich nun dieß Product zu einem Factor mache und mittelst einer dritten Vorstellungsbart ein neues Product erlange! Dieses zweyte werde ich doch nicht jenem ersten, unmittelbaren, vorziehen können! Je weiter sich der Bach von der Quelle entfernt, um so rauschender, rascher, fortreißender kann er werden, um so trüber und unreiner wird er aber gewiß.

Je lebhafter die Vorstellung des Schauspielers, des ersten Lesers, von dem Tancred des Dichters ist, diese Vorstellung sey welcher Art sie wolle, um so weniger wird er dem Zuschauer, durch die Darstellung seiner Vorstellung desselben, der Tancred des Dichters; um so mehr wird er ihm der Schauspieler seyn, der den Tancred bloß vorstellt, nach seiner Auffassungsgabe sowohl, als nach seinem Darstellungs-Vermögen; und daraus hat der Zuschauer, nach seinem Auffassungs- und Vorstellungs-Vermögen sich einen Tancred zu machen, der mindestens weit weniger der Tancred des Dichters seyn wird, als der des besonnenen Lesers es ist. —

Hiedurch allein wird schon die Illusion im Schauspielhause weit mehr gestört, als bey dem Lesen. Noch weit größere Störungen aber verursacht die Darstellungsweise, das Spiel, der Schauspieler. Wie falsch oder richtig der Schauspieler den Dichter gelesen und aufgefaßt hat? ist eine Frage, deren Beantwortung den Grad der Vollkommenheit seines Spieles bestimmt. Dann fragt sich's, wie vollkommen er die Vorstellung, die er von seiner Rolle hat, in Sprache, Handlung, Gebärden, Mienen, Figur und Haltung darzustellen vermag? Welche Schwierigkeiten das hat, wird um so auffallender, wenn man bedenkt, daß der Schauspieler ein Mensch ist; als solcher einen eigenen Charakter hat, der überall durchzublicken strebt und durchaus ganz unterdrückt werden muß; der ein Gesicht und eine Statur hat, die nicht ganz verändert werden können; der endlich in jedem gebildeten Zuschauer dieselbe Vorstellung seiner Rolle erwecken soll, die die dargestellte Person selbst erwecken müßte, obgleich sie nur in der Vorstellung des Dichters lebt — also eine Unmöglichkeit. Dennoch verlangen Dichter und Zuschauer möglichste Annäherung an dieses Ideal.

Die ganz vorzüglichen Schauspieler sind sehr selten. Es giebt ihrer nie sechs oder acht in der Welt. Auch diese leisten immer nur etwas Halbes. Ein Theater hat immer nur einen solchen, wenn es einen hat. Dieser Eine spielt im Trauerspiel nur eine Rolle; alle übrigen werden erbärmlich verpfuscht. Es giebt also so viele Störungen der Illusion in der Darstellung des Trauer-

spieles, als Schauspieler darin auftreten, und zwar, vom Anfange bis zu Ende des Stückes, fortwährende Störungen.

Sie vertheiligen Ihre Behauptung vortrefflich, sagte Herr Vernon. Dennoch wird sie durch das Publikum widerlegt, daß gewiß nur selten Trauerspiele liest, um so begieriger aber ins Schauspielhaus sich drängt, sie aufführen zu sehen. Ja selbst der Dichter widerlegt Ihre Meinung, indem er im Trauerspiel Alles auf den Effekt der Bühne berechnet und seine Triumphe nur auf der Bühne feyern will; er, dem am meisten daran gelegen seyn muß, daß nur sein *Lancred* aufstrete. Und thut er das nicht, so sey sein Trauerspiel übrigens das vortrefflichste der Welt, immer wird man achselzuckend daran beklagen, daß es nicht auf die Bühne zu bringen sey.

Vor Allem muß ich bitten: sprechen Sie mir nicht vom Publikum. Was ist das Publikum? Ein Haufen Schaulustiger. Neun Zehntel dieses Haufens weiß von dem ganzen Trauerspiele nicht mehr als von Geschichte, Alterthum und Allem was der Dichter als Material dazu brauchte; ist unfähig, die Charaktere und alle poetischen Schönheiten aufzufassen; will nur Decorationen, schöne Männer und Frauen in bunten, reichen Kleidern, überraschende Coups und Maschinenwerk sehen; glaubt im Trauerspiel Thränen vergießen zu müssen, und läßt sich durch die plumpsten Plattheiten rühren. Das letzte Zehntel des Publikums allein ist gemischt. Der größte Theil desselben ist die sogenannte feine Welt, deren Mey-

nungen und Ansichten Modeartikel sind, und die nur durch die Brille vorgefaßter Meynungen sieht; partheymachende Liebhaber der Schauspielerinnen u. s. w. Der kleine Rest dieses letzten Zehntels besteht aus eben so partheystüchtigen Critikern, das heißt Zeitungsschreibern und bezahlten Klatschern und Pseibern; aus Polizeybedienten und endlich aus einigen wenigen Unabhängigen mit freyem Urtheil. Das ist das verehrungswürdige Publikum, nach dessen Geschmack sich die Theater-Direction wohl richten muß, weil sie nur von ihm lebt; dem der Dichter zu gefallen strebt, wenn er ein gemeiner, kleiner Mensch ist.

Ein gemeiner Mensch! das ist doch hart!

Mag seyn! aber es ist darum nicht weniger wahr. Wo eine Menge Menschen mit gleichen Rechten zu Entscheidung einer Frage, zu Bestimmung einer Maßregel versammelt ist, ist es die Noth, die Unmöglichkeit durch ein anderes Auskunftsmittel einen Beschluß zu erhalten, die sie zwingt, die Entscheidung der Mehrheit der Stimmen zu überlassen. Wo aber dieser Nothfall nicht eintreten kann, wird kein Mensch gesunden Verstandes die Mehrheit dem Werthe, die Quantität der Urtheile der Qualität des Urtheils vorziehen. Die Mehrheit der Meynungen zu suchen, kann ja nur zweckwidrig seyn, wo Kenntnisse, Weisheit, Geschmack u. s. w., die bekanntlich nur die Minderzahl der Menschen besitzt, über den Werth eines Gegenstandes entscheiden sollen. So ist es also auch nicht das Publikum, das über den Werth des

Trauerspiels entscheiden, daß die Dichtung richtig auffassen, den Dichter ganz verstehen kann. Der Tancréd des Publikums ist ein sehr buntscheckiger Popanz; der Tancréd des Dichters ist nur da für die wenigen Männer freyen Urtheils in dem gemischten Beutzel des Publikums.

Der Dichter, den die Kunst beseelt, der

„Singet, wie der Vogel singt,
„Der in den Zweigen wohnt;
„Daß Lied, das aus der Kehle dringt,
„Ist Lohn, der reichlich lohnet.“

Er lebt nur der Kunst, nicht dem Publikum, und dichtet nur sich, nicht dem Publikum.

Der gemeine, kleine Mensch lebt nur sich, und dichtet nur dem Publikum. Er ist eitel; es ist ihm nicht um den Werth seines Trauerspiels zu thun; er hat keinen Tancréd; er puht nur den Tancréd des Publikums auf, je phantastischer und plumper, je besser, und wirft ihn hin nach seinem alleinigen Ziele, nach dem Beyfall des Publikums, den ihm noch überdieß die Theaterdirection reichlich lohnet. Daß dieser Dichter sein Trauerspiel bloß auf den Effekt der Bühne berechnet, und seine Triumphe nur auf der Bühne feyern will, versteht sich von selbst. Wie es im Publikum der Männer freyen Urtheils nur wenige giebt, so giebt es in der Schaar gemeiner Dichter nur sehr wenige Ungemeine. Diese lese ich; Jene sind weder zu lesen, noch auf der Bühne zu sehen.

Es

Es liegt gewiß viel Wahres in dem, was Sie sagen, erwiederte Herr Vernon höflich: Bey alle dem glaube ich doch den mächtigen Effekt der Bühne genug zu kennen, um überzeugt zu seyn, daß Sie in einem vorzüglichen Trauerspiele, von den besten Schauspielern in Paris aufgeführt, wohl noch einmal lebhafter gerührt und hingerissen werden könnten, als beym einsamen Lesen desselben. Ich gestehe, es wäre mir keine geringe Genugthuung, Sie so überrascht durch sich selbst zu sehen.

Zu diesem Triumphe werden Sie denn doch so leicht nicht gelangen. Wie viel Illusion-Störendes kommt nicht auf der Bühne zu dem Besprochenen hinzu! Auch müssen Sie etwas, müssen Sie viel auf die Gewalt der Reizung rechnen, der innigen Liebe, mit der man ein Meisterwerk der Kunst im Herzen tragen kann; und muß ihr nicht die Abneigung gegen Erniedrigung eben dieses Werkes gleich kommen?

Erniedrigung durch Darstellung auf der Bühne?

Allerdings! Ich lebe ganz in dem Trauerspiele, daß ich lese, als ob der Dichter mich als Zuschauer mit gedichtet hätte, oder als ob ich ein Theilnehmer der wirklichen Handlungen wäre. Für die auftretenden Personen habe ich Gesinnungen wie für meine Bekannten im wirklichen Leben. Ich bewundere ihre Größe und ihren Seelenadel mit Enthusiasmus; ich liebe sie ihrer Güte und Liebenswürdigkeit wegen mit Wärme und Innigkeit; ich beklage ihre Schwächen; beweine ihr trauri-

Stygen II.

24

geß Schicksal und preise mich glücklich, mich ihres vertrauten Umgangs gewürdigt zu sehen. Daß dieß nur mit dem vortrefflichen Trauerspiele der Fall seyn kann, ist leicht begreiflich.

Dieses wird nun aber auf der Bühne dargestellt; meine Stimmung ist durch den Namen des Stücks vorbereitet; ich bin in der Spannung lebhaftester Theilnahme; jede Person, jedes Wort, jede Mene ist mir lieb und theuer — aber welche Personen sind das hier! aus welchem Munde gehen jene Worte hervor! nichts als fremde Erscheinungen; eine unbekannte Welt.

Doch besinne ich mich bald. Nicht unbekannt! Der wie mein edler, großer Heros spricht, ist der Schauspieler M. M., der gestern einen verschmihten Bedienten, vorgestern einen Bettelvogt darstellte und vor drey Tagen aus einem Weinhause betrunken auf die Wachtstube geschleppt ward. Es ist dasselbe Gesicht, dieselbe Statur, dieselbe Stimme. Er wird beklatscht, da er nur austritt; durch den lautesten Jubel unterbrochen, wenn er das Unbedeutendste der Rolle spricht. Das wäre mein Drest? Und Pylades! Ein relegirter Rauser, mit blondem Schnurrbart, widrig rother Narbe über Stirn und Backen, gemeiner Haltung und rohen Gehehrden. Und Iphigenia! Eine kleine, hagere, blonde Person, mit weinerlicher Stimme, empfindelndem Ausdruck, so gutmüthig und dienstfertig, daß ihr Mann sie ohne Reue dem ganzen männlichen Geschlechte überließ. Und Thoas! dieser große, edle König, Selbstherrscher, weil er am

meisten sich selbst beherrschte! Ein Mann mit schlotternem Bauche, schwankendem Gange, rundem Gesichte, hängenden Backen, kupsriger Nase, tiefer, rauher Stimme; der Fassung entlaufen, auf die ihn falsche Würfel gebracht hatten — — O! mein armes Trauerspiel. —

Und doch sind diese Schauspieler die Lieblinge des Publikums. Sie spielen vortrefflich, heißt's im Publikum. Das ist ganz natürlich; ihr Tancred ist der Tancred des Publicums; durch sie wird der Dichter, der Dichter des Publikums, wenn er's nicht schon war. Erinnern Sie sich nur des gründlichen und scharfsinnigen Chamfort; was er von Schriftstellern sagt, meynt er auch von Schauspielern: *Le succès de quantité d'ouvrages ne consiste que dans le rapport qu'il y a entre la médiocrité de l'auteur et la médiocrité du public.* —

Sie sind also ein unversöhnlicher Feind des Theaters rief Herr Vernon halb seufzend aus; denn sie machen übertriebene, nicht zu befriedigende Ansprüche daran.

Wir haben nur vom Trauerspiele gesprochen; und, aufrichtig gesagt, die Tragödie ist überhaupt, sie sey gut oder schlecht, werde gut oder schlecht dargestellt, gar nicht für die Bühne; wenigstens nicht in Zeiten wie die unsrigen; nicht für Menschen wie wir. Die hohe Einfalt und Wahrheit der Alten kennen wir nicht. Dafür sind wir entweder schon überbildet, verbildet, oder noch zu ungebildet. Das Tragische an sich kann Niemand Freude machen und ist überhaupt kein Vergnügen. Dieses

hat man nur an den Schönheiten der Dichtung, der Charaktere, der Handlung, abgesehen von dem tragischen Ende; oder man hat es an unwesentlichen Nebendingen, wie es mit dem größten Theil des Publikums der Fall ist. Dieß Alles aber macht noch nicht die Tragödie aus, und kann auch dem Schauspiel oder Drama angehören, das besser für die Bühne sich schickt. Das eigentliche Trauerspiel ist daher auf der Bühne eben so entbehrlich als ungehörig.

Das Schauspiel oder Drama sey schicklicher für die Bühne, meinen Sie. Haben Sie aber hier nicht dieselben Störungen der Illusion, wie im Trauerspiele?

Je nachdem es ist. Verändern sie Phädra; geben Sie dem Trauerspiel einen heitern Ausgang und nennen Sie es Schauspiel; die Sache wird dieselbe bleiben und ich werde gegen dieß Schauspiel dasselbe haben, was ich gegen das Trauerspiel habe, und noch etwas mehr. —

Entfernen Sie aber aus Ihrem Schauspiel alle Fremde in Raum, Zeit und Handlung. Zeichnen Sie Ihre Charaktere genau nach der Natur, wie der Mensch wirklich ist; nur nicht wie der gemeine, unedle; sondern der edle, große, gute, kräftige, gewaltige, leidenschaftliche, sanfte, zarte u. u. mit allen Schwächen und Eigenheiten der edlern Natur. Lassen Sie eine schöne, edle Sprache so viel möglich vorherrschen, nur nichts Gezier- tes; vielmehr die einfache, leichte Sprache der Gebildeten in den Kreisen der Gebildeten unter uns. Scene und Personen seyen durchaus singirt, aber aus unserer

Zeit und unserer Welt. Poetischer Schönheiten thue ich keine Erwähnung, da das ganze Stück eine seyn muß, so weit es möglich ist. Die Handlung sey rasch und anziehend, die Verwickelungen durch Leidenschaften natürlich, nothwendig, die Entwicklung ungezwungen und überraschend. Die Charaktere seyen mannichfaltig; Ernst, Gefühl, Größe, Innigkeit, Zartheit, Edelmuth vorherrschend, aber geschickt gehoben durch Wit, Laune und heitern Humor. Ich werde dann Ihr Schauspiel, wenn die Schauspieler leidlich gut, besonders gleichmäßig spielen und die nothwendigen Beywerke, ohne auffallend zu seyn, schicklich sind, mit vielem Vergnügen aufführen sehen.

Ich sehe nicht, was hiemit gebessert wird. Der Schauspieler bleibt ja doch im Drama, so gut wie im Trauerspiele, der darstellende Künstler, und wird nie wirklich die Person des Dichters oder des Lesers. Die Illusion, nach Ihrer Meynung —

Ich bitte, sich nur zu erinnern, wovon so eben noch die Rede war. Das Tragische selbst ist ein unüberwindliches Hinderniß des Vergnügens an der Dichtung, dem Zuschauer weit mehr als dem Leser. Vielleicht noch wichtiger ist es, daß der Gegenstand des Trauerspiels fast immer ein historischer ist, es aber immer widerwärtig, mindestens störend seyn und bleiben muß, einen bekannten, vielleicht geliebten und verehrten Charakter sich in der, mir ganz gleichgültigen, Person eines eben so bekannten Schauspielers gefallen lassen zu müssen; Ort,

Zeit, Costüme und Alles auf diese Weise so verwirrt zu sehen, daß bey dem Zuschauer die Absichtlichkeit, sich täuschen zu wollen, das Beste für die Illusion thun muß. —

Ganz anders ist das aber im Drama oder Schauspiel im engern Sinne, wenn es in unserer Zeit, mehr oder weniger an unserm Orte, in dem Gebiete unserer Vorstellungart spielt und Personen und Handlung ganz singirt sind. Die Freyheit, die hier der Dichter gehabt hat, theilt sich dem Zuschauer mit. Er kann sich die Charaktere des Dichters in sehr mannichfaltig modificirter Persönlichkeit denken; hat für die Vorstellung, die er sich von ihnen machen kann, ein weites Feld, das an das wirkliche Leben grenzt, in welchem sehr ähnliche Charaktere in sehr verschiedenen Gestalten auftreten; eine Bühne, die in das wirkliche Leben eintritt und es darzustellen wenig künstlicher Täuschungen bedarf. Darum wird es auch dem Schauspieler leicht; er spielt um so besser, weil er seiner Persönlichkeit weniger Gewalt anzuthun hat, diese mehr oder weniger durchblicken darf, und erhöht um so mehr die Illusion.

Dichter und Schauspieler haben hier nicht, wie in der Tragödie, die überaus schwierige Aufgabe, einen einzelnen Charakter mit großer Kunst zu zeichnen und bis ins kleinste Einzelne streng durchzuführen. Sie haben nur allgemeine Charaktere aus der unendlichen Fülle des Menschenlebens abzugiehen und daran ein überflüssig reiches Material für die Darstellung. Es ge-

winnt, durch diese große Erleichterung, also nothwendig die Illusion von allen Seiten. Daß sich nur das Drama eines vorzüglichen Dichters, von vorzüglichen Schauspielern dargestellt, ohne Langeweile und mit Vergnügen auf der Bühne sehen läßt, versteht sich von selbst. Aber auch der minder vorzügliche Dichter und Schauspieler sind doch hier nicht so ganz unausweichlich, als in der Tragödie.

Am Ende, fiel Herr Vernon ein, ziehen Sie wohl noch gar die Theater der boulevards dem Theater aux frangais vor?

Mit nichts! Ich spreche von dem ernstern Schauspiel oder Drama, dem freylich auch das Komische nicht fehlen muß; das aber nur das hohe Komische zuläßt, das in der Bearbeitung des Stoffes sowohl, als im Spiele liegt und nie die Grenzen einer edleren Sprache und würdigen Anstandes überschreitet. Soll denn Ihre Comédie frangaise nicht eben das seyn?

Diese wollen Sie also doch lieber auf der Bühne sehen, als lesen?

Nach Umständen. Ich lese sie gern, wenn sie von Bedeutung ist und große poetische Schönheiten enthält. Ich sehe sie lieber auf der Bühne, wenn die Dichtung unbedeutender, das Spiel der Schauspieler aber so gut ist, wie ich vor kurzem Molière et ses amis im Schlosse der tuilleries habe sehen sehen. — Ich wünschte, daß immer so gespielt würde, und daß immer nur Dramen gegeben würden.

Dies ernstere Schauspiel ist die einzige Art der Bühnen-Darstellung, die günstig auf das Publikum wirkt, und die es zu bilden fähig ist. Jedes Volk, jede Zeit hat eigene Sitten, eigene Bildung, eigene Neigungen, eigene Vorstellungsart. Nur was diesen angemessen ist, findet Eingang, tritt ins Leben. Dies kann aber nur das Schauspiel wie ich es wünsche. Ihm sind die Ohren und Augen, ihm ist das Verstandniß offen, ihm sind die Wege gebahnt zu jedem Einflusse auf die empfängliche Menge. Es kann daher auf die Dauer bilden und bessern; es kann erheben, begeistern, besänstigen; es kann die Sitten mildern und den Geschmack bilden; kurz, es kann was es will, wenn es die rechten Mittel anwendet.

Es giebt aber doch Theater-Stücke, die an sich wenig, fast nichts sind, die erst die Bühne zu etwas macht, wie Alles was auf unsern kleinen Theatern gegeben wird, im Vaudeville, aux Variétés u. s. w., die werden Sie doch lieber auf der Bühne sehen, als lesen?

Das freylich unfehlbar! Wer möchte diese Vortreflichkeiten lesen!

Jeder junge Mann von gutem Tone liest sie nicht bloß; er lernt sie fast auswendig. Macht eine solche pièce einmal Logue, so muß er sie sehen. Sie ist vom Parterre mit großem Beyfall aufgenommen worden, folglich ist sie ihm ein unvergleichliches Werk. Er hat bey der Vorstellung viel gelacht und will sich dieß Vergnügen noch oft machen. Am Ausgange kauft er die neue pièce für ein Paar sous; liest sie nun täglich ein Mal

durch, denn er liest sonst nichts; weiß sie bald auswendig und trallert auf den Kasse's und Promenaden die Arien daraus, bis eine andere neue pièce diese, alsdann veraltete, verdrängt.

Dabey ist freylich noch das Veraltete das beste. — Mir ist übrigens die Farce, mit ihrer Carikatur, dem Niedrig-Komischen, in gewissen Grenzen, nicht durchaus zuwider. Lachen ist immer besser als Weinen. Was mich lachen macht, und wäre es die unbedeutendste Posse, ist mir oft sehr willkommen, und bleibt immer eine dankenswerthe Gabe. Nur muß es das auch wirklich thun; muß wirklich komisch seyn, ohne allzuniedrig, plump, unanständig und trivial zu seyn; denn das macht nicht lachen, erregt nur Ekel und Widerwillen.

Das ist aber auch die einzige Anforderung, die ich an's Possenspiel mache. Autor und Schauspieler mögen, nach ihrer Ansicht vom Possenspiele, die größte Kunst anwenden, die größten Ansprüche auf Achtung und Bewunderung machen, Alles geht an mir verloren; ich habe keine Kritik für sie. Sie sollen mich lachen machen; durch welche Mittel, das ist ihre Sache; und geschieht's selbst durch ihre Ungeschicklichkeit, so ist mir's eben so recht, als geschähe es durch Anwendung aller Talente, die ihnen zu Gebote stehen. Wer gut ißt, will gut verdauen. Trifft sich's nun ein Mal, daß das Erstere besser von Statten geht, als das Letztere, so läßt sich, für den sonst an Leib und Seele Gesunden, kein angenehmeres Hülfsmittel herbeschaffen, als Lachen. Darum gehe auch

ich wohl alle zwey oder drey Monate ein Mal in's Theater des Variétés und lache gewiß, weil ich's nicht öfter sehe. Vorüber ich dort lache, frage ich mich kaum; ich fühle nur etwas durch Ohr und Auge auf mich kommen, das wie Kugeln wirkt und mich unwillkürlich lachen macht. Ich lache und bin zufrieden. Die andern Boulevard-Theater sind mir zu plump und gemein, und machen mich darum nicht lachen.

Das Vaudeville kann ich öfter sehen, etwa in jedem Monat ein Mal. Ich unterhalte mich dort mit Bekannten, die mich begleiten, in einer abgesonderten Loge mit bequemen Sitzen; lasse mich von Zeit zu Zeit durch die kindischen Gaudeloven, wie ein eingewiegttes Kind, in eine Art Schlummer bringen; oder sehe dem bunten Wesen und höre der tändelnden Musik zu, wie ein Perser oder Türke seinen Tänzerinnen, Gauklern und Märchen-Erzählern. Das Vaudeville ist dasselbe, für unsere Cultur erhöht und verfeinert. Ich werde dadurch im Lächeln erhalten, und das ist denn doch auch etwas. Thut es das, so entspricht es meiner Erwartung; auf welche Weise, durch welche Mittel, ist mir gleichgültig. Ich mache keine weitem Ansprüche daran, und lege ihm nicht die Bedeutung bey, es wie eine ernsthafte Sache zu beurtheilen.

Der Musik können Sie aber doch das Ohr nicht verschließen! Nur bey den rohesten Menschen findet sie keinen Eingang. Der Oper geben Sie gewiß den

Vorzug vor jedem andern Bühnenspiele. Von ihr gilt ja besonders, was Voltaire so schön sagte:

„Les beaux vers, la danse, la musique,
„L'art de tromper les yeux par les couleurs,
„L'art plus heureux de séduire les coeurs,
„De cent plaisirs font un plaisir unique.“

Les beaux vers! rief der Marchese aus, und lächelte ironisch. —

Was die Musik im Allgemeinen betrifft, so bin ich ihr großer Verehrer. Nicht etwa wie ein verliebter Ged, der sie in allen Situationen, unter allen Umständen anbetet; oder wie der Säuser die Flasche liebt; sondern wie eine Freundin, bey der ich mich nach ernstestn Geschäften erhole, wenn sie heiter und liebenswürdig ist; die mich erhebt und begeistert, wenn sie groß und erhaben ist; die mir das Leben verschönert, wenn sie dazu gestimmt ist.

Die magische Gewalt der Musik auf das Gefühl grenzt an Allmacht. Sie bewegt das Herz im unwiderstehlichen Zauber, durch alle Höhen und Tiefen, deren es fähig ist. Aber sie muß denn auch danach seyn. So ist der Gesang in der sixtinischen Capelle am Charfreytage. So habe ich Aehnliches zuweilen anzutreffen das seltene Glück gehabt. Bey jener Feyer in Rom glaubt man den Heiland der Welt in die Arme des Allliebenden, des Allvaters sinken zu sehen; man ist in die erhebendsten Gefühle, in Anbetung wie aufgelöst; man

vergift Alles, sich selbst, die Welt, ihre Geschichte, die Gräuel des Papstthums und das Weltgericht. —

Die Musik kann aber auch den Niedergebeugten erheben, den Unglücklichen erheitern, den Kummervollen zur Freude beleben. Ihr Zauber vermag eine Freude zu erwecken, die unter allen Künsten, unter allen Gaben des Himmels nur ihr allein angehört. Nur wer es erfahren hat, weiß es. —

Die Musik beglückt endlich den Menschen noch auf einem dritten Wege. Es ist ein unscheinbares, stilles, bescheidenes Glück, aber es wiederholt sich täglich, wenn man will, und giebt dem ganzen Leben die wohlthätige Wärme stiller Freude, Nahrung und Heiterkeit. Es ist das Lied. Nur dem, der das Lied nicht versteht, können die Worte allein wesentlich scheinen. Die Worte allein sind wie ein Schiff auf dem Trocknen; allerdings das Schiff selbst, aber noch lange nicht die Schiffsahrt. Wind und Wellen zugleich, im geheimnißvollen Bunde, wie die Gestirne und das Schicksal, das Schiff tragend und führend, sind die Melodie.

Wie mächtig kann ein Lied uns hinreißen! Wie wenig Kunst erfordert es! wie wenig und wie geringe Naturgabe! Der Landmann früh, wenn er aufs Feld, in den Weinberg, zur Ruhe und Arbeit schreitet; Abends, wenn er heimkehrt; der Schnitter in der Sonne blüthen; der rüstige Arbeiter in der Werkstatt; die genügsamen und heitern Landmädchen bey rastloser Mühe; die fröhlichen Genossen im traulichen Kreise; der einsame

Wanderer auf Hügeln und in Thälern; der Gefangene im düstern Kerker; der Fromme in der Gluth der Andacht; das Kind auf den Knien der Mutter; fragt sie Alle, ob ihnen ihr kunstloses Lied feil sey? Ihr findet Keinen, dem nicht sein Lied zu Zeiten das Herz im tieffsten Busen bewegte; dem aus ihm nicht sanfte Freude, stille Heiterkeit, Ruhe nach angestrenzter Thätigkeit, Muth bey Widerwärtigkeiten, Stille nach Aufruh, Befräftigung guter Vorsätze, Ausdauer in guten Werken, Seelenfrieden und Labung strömte.

Und in unsern Häusern! wie schön füllt die Musik die überall eintretenden Lücken in der Tagesordnung des häuslichen Lebens aus! wie wohlthätig wirkt gerade hier das unbedeutend scheinende Talent der Frauen! Wie liebenswürdig macht sich noch, zu allen übrigen häuslichen Tugenden, die thätige Hausfrau, die unermüdet im Hause waltet, und aufmerksam den Augenblick wahrnimmt, wo in dem Kreise der Ihrigen, für den sie jede Sorge trägt und jede Liebe fühlt, Ermüdung, Abspannung nach des Tages Mancherley eintritt, oder gar ein Nistknurren anzuklingen scheint, wenn sie da sich an's Fortepiano setzt, oder die Laute ergreift, durch Harmonie der Töne das menschlichste Gefühl in Allen erweckt, neue Liebe, neues Leben in den kleinen Kreis bringt,

„Und wiegt sie zwischen Ernst und Spiele
„Auf schwanker Leiter der Gefühle.“

Ich dacht' es wohl! rief Herr Vernon erwärmt aus:

Der Zauber der Musik konnte Ihnen nicht fremd seyn. Ergreift er doch jede gut geschaffene Seele!

Aber nur nicht Ihre Opern und Ihr Baudeville, nicht Ihr Faideau und nicht Ihre Concerte, erwiderte der Marchese abgeköhlt, zur größten Ueberraschung des Pariser's.

In Ihren Concerten bis zur äußersten stehen; eingezwängt von einer gaffenden und klatschenden und schreihenden Menge; selbst zum Gluben erheit; die verdorbenste Lust einathmen, und vorlieb nehmen müssen mit einem abgeschmackten Gemisch von Duvertüren und Rondeaux, Duett's und Arien, Casavatinen und Variationen, wie die beklatzten Künstler es bequem und gut finden, das ist keinem Freyen und Vernünftigen zuzumuthen.

Wenn nicht die Mode wäre, und die Critiken in öffentlichen Blättern, die dieß gut, das Andere schlecht stempeln, und die guten Seelen ohne Urtheil, die jede fremde Meynung für sich borgen, oft die erste beste borgen, und, um vom guten Ton zu seyn, in's Concert gehen, weil man hingehet, und wenn die Sucht der Frauen, sich unter einander zu sehen und zu zeigen, nicht wäre, und noch manches Andere von dieser Höhe — so ginge gewiß Niemand mehr in's Concert.

Wenn aber noch der Sänger ein Wanderer wäre, sein Haus des Himmels ewige Wölbung, und aus freyer Liebe zum Gesange selbst griffe er gewaltig in die Saiten und sänge "wie der Vogel singt, der in den

Zweigen wohnet," und der Edne Harmonie jöge allein die Menschen an von allen Seiten, und alle Herzen würden bewegt, und man jöge ihn in die Häuser, ihn zu laben, ihn zu ehren, und er ließe als Gastgeschenk zurück, nach Götter Weise, die Liebe und die Sehnsucht, wie er denn durch die Sinne die Seele mächtig ergriffe und bewegte — ja dann feierte die Musik ihre schönsten Triumphe, und nur die Modepuppen jögen noch in's Concert und kauften für ein Paar Franken den leichten Ohrenkiesel und die Critiken der musikalischen Zeitungen.

Aber die Oper! die Oper! rief Herr Vernon ungeduldig aus.

Die Oper! Wenn mir schon im Allgemeinen das heutige öffentliche Musikmachen zuwider ist, so muß ja die Oper vollends nur erträglich werden, wo alle Art Unsinn sorgfältig zusammengedrängt ist, wie im Narrenhause. Gerade die Musik, die sich am wenigsten rechtfertigen läßt, weil sie kaum weiter als in's Ohr dringt, das Gefühl aber nur ganz flüchtig vorübertrauschend berührt, macht die Oper zur Hauptsache; unterwirft ihr Alles, selbst die Poesie, und nimmt vorlieb mit der plumpesten metrischen Abgeschmacktheit. Sie verbannt mit Sorgfalt alle geistreiche Unterhaltung, allen Menschenverstand, um leere Sinnenreize zusammen zu häufen, die nur die äußern Sinne allein beschäftigen können und Ihr voltairesches Drafel zur bittersten Satyre machen.

Was sind ihre Decorationen, ihre gemalten Schlangen und andere Ungeheuer, ihre Himmel und Wolken

und Gestirne, ihre bemalten Gesichter, ihre phantastischen Anzüge, ihre Gassenbuben in Bären- und Löwenhäuten und aller übrige Unsinn mehr und anders, als eine Beschimpfung der ernsten Malerkunst und eine endlose Menge abgeschmackter Carikaturen? Selten glebt es eine Ouvertüre, eine Arie, die Aufmerksamkeit verdient. Aber diese Arie selbst, als ob man sich des Bessern schämte, ist immer nur im engsten Zusammenhange mit den Abgeschmacktheiten der Oper, und ihre Worte selbst sind Unsinn.

An dem Allen soll's aber noch nicht genug seyn. Der menschliche Körper läßt sich auch zu so genanntem Tanze abrichten. Diese Volkslust darf der Oper nicht entgehen; auch das Ballet bringt man noch hinein. Es soll aber vornehm und geistreich scheinen, und wird eine mimische Darstellung, ein festlich Schauspiel für Taubstumme. Ob die Gehehrdensprache, das Unnötige unter sprachfähigen Menschen, verständlich sey, darauf kommt es so genau nicht an; um so mehr aber darauf, daß es an Unsinn und Abgeschmacktheit nicht fehle; an Grotesken; an geschmacklosen, gewaltigen, lebensgefährlichen, tollen Sprüngen und Purzelbäumen, die immer noch von herumziehenden Kunstreutern und andern Gaudlern übertroffen werden.

Ein verständigerer Balletmeister ordnet denn wohl einmal ein weniger unsinniges Ballet an; wie die Danomanie, worin die Tanzwuth mimisch dargestellt wird und die ganze Handlung Tanz ist; oder *la fille mal gardée*,

gardée, ein Schäferspiel, mit leicht verständlicher, einfach idyllischer Handlung, wo meist nur Schäfer und Schäferinnen ländliche Tänze darstellen. Das aber findet wenig Beyfall und keine Nachahmung. Es muß vornehmer thun und geistreicher scheinen. Das thun denn mythologische Wunder, wie sie besonders auf den großen Bühnen in Oberitalien ungemessenen Beyfall finden.

Ein abgeschmackt aufgepuhter, tanzender Hercules, mit pappener Keule und mit Atlas gefütterter Löwenhaut, der einem trübseligen Orpheus, mit einer Leier von Papler, mimisch seinen Beystand verspricht; Stellungen wie ein französischer Fechtmeister und Gehehrden wie ein Besessener macht; in die Unterwelt geht und aus der Mitte der abgeschmacktesten Teufelslarven eine Eurydice fortreißt und nach der Oberwelt bringt; wo alles, was Beine hat, die Freude in ausgelassenen Sprüngen darstellt und sich endlich zu einem großen, künstlichen Tanze ordnet.

Oder es wird gar ein bekanntes, beliebtes Trauerspiel zum Ballet gemacht. Romeo und Julie lieben sich und sterben tanzend. Eine andere unglücklich Liebende, ehe sie sich um's Leben bringt, drückt noch die größte Verzweiflung in einigen kühnen Luftsprüngen aus; hebt ein Bein wagerecht in die Höhe; dreht sich in dieser Stellung wie ein Kreisel herum; steht rasch in der ersten Position auf den Beinen, mit hoch empor gehaltenem Dolch; macht einige Secunden lang große Augen gegen das Parterre; stößt dann den pappenen Dolch tief in die

Brust von Glor und Tasset, und fällt vorsichtig auf die Bretter. Daß ihr der lauteste Jubel nicht fehlt, versteht sich.

Denn das ist es eben, was das Publikum will. Je weniger es das versteht, was ihm aufgetischt wird, um so vortrefflicher scheint es der Menge, die das Vortreffliche nicht zu verstehen gewohnt ist. Der Unsinn und die Abgeschmacktheiten sind der Bildungsstufe des Publikums ganz angemessen. Die Schaulust hat unwiderstehliche Gewalt darüber, und wird in der Oper befriedigt. Nichts natürlicher, als das! Nur sollte der ernste Kunstfreund die Oper nicht zu einem Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung machen und bewundernd lobpreisen; der Gebildetere sich nicht in ihrem albernen Possenspieler gefallen; am wenigsten dafür Voltaire mit jenen Versen citiren: *L'art plus heureux de seduire les coeurs.* —

Hier lachte der Marchese laut auf, obgleich er selten lacht, und Herr Vernon rief halb zornig, halb bedauernd aus: *Grand Dieu! comme Vous arrangez le pauvre Opéra!*

Und das ist noch nicht alles, was ich der Oper vorwerfe; fuhr der Marchese ernster fort. Sie ist keine so unschuldige Possenreißerey, wie dergleichen auf allen Straßen vorgehen. Sie verdirbt den Geschmack des Publikums und verhindert viel Gutes, das ihm das Drama gewähren kann. Dieß thut sie um so mehr, da sie dem edlern Schauspieler die Schauspieler raubt und

verdirbt. Was nur singen kann, oder singen zu können sich einbildet, läuft der Oper zu, die ihre Bühnenhosen immer sehr freigebig besoldet, da der Zulauf sie selbst so freigebig ausstattet. Sich zum Schauspieler zu bilden, hält Niemand mehr der Mühe werth, und das verwaifete Drama muß daher vorlieb nehmen mit Subjecten, die nichts können, nicht einmal singen. Dennoch ist man gutmüthig genug, in so mancher Stadt vom ersten und vom mittlern Range, sich mit dem vortrefflichen National-Schauspiel zu brüsten. So sehr verhindert Oper, Ballet und Possenreißerey die Bildung des Geschmacks.

Eine Regierung wäre sehr zu loben, die alle Opern verbannte; die Tragödie nicht minder; sich und dem Publikum die großen Kosten für Unsinn ersparte; auf ein vorzügliches Schauspiel hielte und die niedere Comödie duldet. Sie würde den Dank der Mit- und Nachwelt verdienen und sich ein sehr reelles Verdienst um beyde erwerben.

Einst hatte ich mit dem Marchese einen ganzen Tag im Jardin des plantes zugebracht. Er traf mich früh, mit mancherley literarischen Hülfsmitteln versehen und den Bleystift in der Hand, im musée d'histoire naturelle. Meine Beschäftigung gefiel ihm; er folgte ihr und fand vielfache Gelegenheit zu geistreichen Bemerkungen. Sodann ging's zu den lebenden Thieren, den gewaltigen, den abentheuerlichen, den wunderlichen Vögeln;

endlich auch zu den Pflanzen, den Bäumen. Ohne es verabredet zu haben, hatten wir den ganzen Tag dabei zugebracht und bey dem nahen Restaurateur den Hunger gestillt.

Es war Abend geworden. Wir saßen unter der großen Eder. Die untergegangene Sonne malte noch den dunkelnden Himmel mit Purpur; in den Zweigen über uns verstummten bereits die Sänger des Tages; ein Paar wunderbar gestaltete indische Enten in unserer Nähe schüttelten das bunte Gefieder, und ließen sich unter einem Strauche zu nächtlicher Ruhe gemächlich neben einander nieder; die Bäume mit gesiedertem Laube hatten bereits ihre Blätter zusammengefaltet; die Blumen ihre Kronen eingezogen; wie ein rauschend Wehr tönte das verwirrte Geräusch der Stadt mit dem ununterbrochenen Wagengerassel herüber; wir hörten das Geläute der Glocken von *notre-dame*, in größerer Entfernung das von den Invaliden, ganz nahe das von *Ste Genvève* u. s. w.; von Zeit zu Zeit ertönte das Brüllen eines Löwen, oder die durchdringende Stimme eines andern Thieres, das ich daran zu erkennen suchte.

Der Marchese saß, in Gedanken vertieft, neben mir, bis ich ihn erinnerte, daß wir endlich des nächtlichen Thaues zur Genüge haben könnten. Unter einem ähnlichen Baume, an einem Abend wie dieser, sprach er, indem wir aufstanden, habe ich bey *Anagni* neben *Louise Giannuzzi* gegessen, und ein Geschenk von

ihr erhalten, dem nur die besten Gaben des Himmels gleich kommen.

Wie, rief ich freudig überrascht aus, *Louise Giannuzzi*! die kenne ich ja! Ein herrliches Mädchen! Doch welches Geschenk hat sie Ihnen gemacht? fragte ich indiscret und ängstlich; denn ein dunkles Gefühl von Gefahr für die Ruhe meines Freundes bemächtigte sich unwillkürlich meiner.

Ich weiß es, daß Sie sie kennen. Man hat mir in der Familie von Ihnen und Ihren Reisegefährten gesprochen, und von Ihren botanischen Unterhaltungen.

Das waren die meines damaligen Gefährten. Wenn ich die Indiscretion nicht übertreibe, so lassen Sie mich wissen, ob ich erfahren darf, welches unschätzbare Geschenk Ihnen *Louise* gemacht hat.

Er stand still, sah mich lächelnd an und sprach: Ich begreife Ihre Frage, und das lebhafteste Interesse, das Sie dabey verrathen. Betrachten Sie mein greises Haar, und beruhigen Sie sich. Ich habe früher schon die Absicht gehabt, Ihre Frage zu beantworten, ehe Sie sie thun konnten. Jetzt aber setzt mich dennoch Ihre Frage in einige Verlegenheit. Ich möchte Sie genau mit der Sache bekannt machen, und fühle mich kaum stark genug, dem Andrang theurer und schmerzlicher Erinnerungen mit der nöthigen Fassung zu begegnen.

Er schwieg. Wir waren eben auf dem *boulevard-Montmartre*. Die vielen durch einander laufenden Müßiggänger auf dem Trottoir; die Guckkästen und um-

der versammelten Gassenbuben; die niedrigen Tische voll Kleinigkeiten, mit einer Laterne und dem Geschrey à prix fixe; die wie Nachtvögel schwärmenden willigen Schönen; das Gedränge vor dem Theater des Variétés und vor den Panorama's — Alles erinnerte mich, wie ungeeignet die vollreichen Straßen, ja das ganze laute Leben dieser Stadt sey zu so ernsten Mittheilungen, wie ich sie erwarten mußte.

Ich schlug daher dem Marchese vor, den folgenden Tag in der reizenden Einsamkeit von Ermenonville zuzubringen. Er nahm meinen Vorschlag mit Bereitwilligkeit an; und schon um sieben Uhr an dem folgenden schönen Herbstmorgen saßen wir in einer bequemen Chaise; und rollten rasch auf der schönen Chaussee nach Senlis durch eine Menge höher, zweyräderiger Wagen, die Butter, Eier u. s. w. zur Stadt führten, und zwischen den kleinen weißen Häusern mit rothen Dächern, zerstreut an der Straße; dahin.

Louise Giannuzzi ist ein seltsames Wesen, dessen unendliche Liebenswürdigkeit man erst entdeckt, wenn man sie sehr genau kennen zu lernen das Glück hat. Sie war einst ein fröhliches, immer scherzendes Kind, von ausgezeichnetem Talent, der Eltern Kleinod und etwas verwöhnt. Sie fesselte Jeden, der sie sah, durch Schönheit und seltene Geistesgaben. Jetzt ist sie verändert. Sie ist ernst, still und von einer sanften Heiterkeit, in der ein unverkennbarer Zug von Wehmuth vorherrscht. Es ist früher damit viel schlimmer gewesen.

Sie hat sich ihren Eltern nie darüber erklärt; diese aber halten die Ursache ihres geheimen Grams für eine unglückliche Liebe, und den Gegenstand derselben für Ihren Reisesährten, Don Federico, von dem man nie etwas erfahren hat.

Seit einem Jahre jedoch hat sich ihr Zustand sehr gebessert. Sie ist sehr thätig geworden; beschäftigt theilnehmend, aufmerksam, dienstfertig; und Allen im Hause liebevoll entgegenkommend. Dennoch aber ist sie still und zurückhaltend; und man sieht sie nur lächeln mit jener Wehmuth, von der man Thränen erwartet, die man sie aber nie vergießen sieht.

Wie schmerzlich ergriff mich diese Nachricht! wie leicht ist ein edles Herz zerrissen durch Unachtsamkeit!

Diese günstige Veränderung, fuhr der Marchese fort, schreiben die Eltern mit allem Recht einer Gesellschafterin Louisons zu, und den Umständen; unter denen sie sich dieselbe erworben hat. Ihre Amme nämlich, nach Carsoli im Gebirge verheirathet, war Wittwe, starb und hinterließ ein Töchterchen von sechs oder sieben Jahren, um das sie sich nie bekümmert hatte. Dieß erfuhr Louise erst ein Jahr später. Sie schickte sogleich eine verständige Frau nach Carsoli, um das Kind holen zu lassen, dessen sie sich anzunehmen und es zu erziehen gedachte. Diese Frau kehrte aber ohne dem Kinde zurück und berichtete Folgendes:

Es giebt in Carsoli eine arme, verlassene Donna, noch jung, die Niemand kennt, die mit Niemand spricht,

nirgends zu Hause war und die Nächte zubrachte, wo man sie dulden wollte, in der milden Jahreszeit aber Tag und Nacht im Castell (einem Gemäuer aus dem Mittelalter) war, und nur zuweilen in die Häuser ging, wo man ihr nothdürftige Nahrung, auch wohl Kleider gab. Die kleine Domenicuccia, die ich holen sollte, hatte sich schon, da ihre Mutter noch lebte, an diese Fremde gewöhnt, die das Kind aufs Zärtlichste zu lieben scheint. Sie waren immer unzertrennlich. Niemand, auch die Mutter nicht, bekümmerte sich weiter um das Kind, das sich auch um Niemand kümmerte.

Als die Mutter gestorben war, schien das Kind nichts von ihr zu wissen und hing nur leidenschaftlich an der Fremden. Don-Benedetto-Mari glaubte jedoch das nicht so gehen lassen zu dürfen. Er wollte erst Gewalt brauchen, und das Kind zu sich nehmen; wurde aber von den Thränen der Fremden, die noch immer schön ist, obgleich blaß und abgehärmt, und von dem Jammer des Kindes gerührt, und ließ sie beysammen, weil die Kleine noch so jung war, und doch eben nicht schlecht behandelt wurde. Doch zeigte er der Fremden an, daß er der Wittwe unbedeutenden Nachlaß verkauft habe und den Erbs desselben für die Kleine verwalte; daß er in seinem Hause, gleich unten an der Thür ein Zimmer, mit einem guten Bett, mit Speise und Trank, die jeden Tag hingbracht würden, für sie und das Kind bestimme; daß er sie beysammen lassen und ihr keinen Zwang auslegen wolle, wenn sie sich täglich mit dem

Kind zum Essen dort einsände, und die Nächte dort zubrachte; daß er ihr aber, wenn sie nicht gehorche, das Kind unerbittlich entziehen werde.

Die Arme drückte das Kind unter Thränen bestig an die Brust, antwortete nichts, that aber seitdem pünktlich und gewissenhaft, was ihr vorgeschrieben war. Sie hielt sich und das Kind sehr reinlich; ordnete ihr Haar mit großer Sorgfalt; wusch die Kleider, die sie bekamen, geschickt zu verändern und anzupassen; pflügte das Kind gern mit Blumen aus; ging aber selbst immer barfuß. Auch gewöhnte sie sich an die Hausgenossen, lief nicht vor ihnen, duldete sie, wie es schien gern um sich, auch wenn sie nähete, was sie mit vieler Geschicklichkeit that; gab aber nie ein Zeichen der Theilnahme und sprach nie in ihrer Gegenwart. Die Kleine aber sagte, wenn sie mit ihr allein wäre, spräche sie viel.

In der guten Jahreszeit bringen sie jedoch die ganzen Tage im Castell zu, wo sie sich einer Grotte im Gemäuer bemächtigt haben, die sie mit Moos und frischem Laube sehr bequem einrichteten. Auch ist ein Madonnenbild darin angebracht, das man der Kleinen gegeben hat, und beyde sind schon kniend vor demselben gesehen worden. Bey Bearbeitung des kleinen Feldes im Castell helfen sie mit großem Eifer und haben bereits versprochen, es im künftigen Jahre allein zu thun. Auch pflanzen sie Blumen und Sträucher um ihre Grotte, und sind viel im benachbarten Holze.

In der Grotte traf ich sie an, und meine Erscheinung schien sie gar nicht zu bestreben. Kaum sprach ich aber die Ursache derselben aus, um nämlich Menicuccia zu holen, so stieß die Fremde einen durchdringenden Schrey aus; sagte die Kleine gewaltsam in die Arme; rannte pfeilschnell mit ihr fort; sprang mit ihr von einer hohen Mauer hinab und eilte in vollem Lauf in den Wald. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Ich wollte Leute nachsenden, sie holen zu lassen, das gab aber Vost Benvenuto nicht zu; vielmehr erklärte er, es habe Niemand Rechte auf sie; er habe sich ihrer einmal angenommen und werde nicht zulassen, daß man die armen Kinder ferner beunruhige.

Sie können sich denken mit welcher innigen Theilnahme Louise diesen Bericht anhörte, und wie lebhaft die verlassene Fremde sie interessirte. Sie machte sich gleich am folgenden Tage auf den Weg nach Carsoli; überlegte mit Sorgfalt, wie etwa die Fremde zu behandeln seyn möchte; fand aber dazu eine bessere Anleitung in dem Hause Mari, wo sie besonders mit Menicuccia, Mari, Waise der Tochter ihrer Amme, die sich besonders liebevoll über beyden Einsamen angenommen hatte, sich besprechen und einen Plan verabreden konnte, den sie auch gleich am andern Morgen mit ihr ins Werk zu richten begann.

Diese beyden Mädchen begaben sich nämlich ins Castell, näherten sich der Grotte, stellten sich, als bemerkten sie die Bewohner derselben nicht, und ließen

sich in der Nähe, auf einem beschatteten Plätzchen nieder, wo sie sich mit weiblicher Handarbeit und scheinbar gleichgültigen Gesprächen unterhielten. Dieß setzten sie den größten Theil dieses und des folgenden Tages fort. Am dritten Tage erst benutzte die junge Mari den Umstand, daß Menicuccia sich ihnen näherte, sie anzusprechen, nach ihrer Freundin zu fragen, nach ihren Spielen und Beschäftigungen; hütete sich aber doch, sie wie absichtlich anzuziehen. Später fand sie auch Gelegenheit die Fremde zu grüßen; die sich ihr jedoch nicht näherte. Die Kleine hingegen gewöhnte sich in den folgenden Tagen so vollkommen an die neue Nachbarschaft, daß sie die meiste Zeit bey ihr zubrachte und Louise lieb gewann, die allerley Spiele mit ihr spielte.

Endlich ging Louise einmal allein auf ihren Posten, da der Mari die lang ausgeübte Geduldsprobe schon sehr lässig geworden war. Sie hatte ein Körbchen mit Früchten und Blumen am Arm. Die Kleine ward von diesen interessanten Gegenständen mächtig angezogen; Sie führte eine Orange an den Mund, um sie anzubeißen. Das verhinderte aber Louise; bedeutete sie, wie das besser anzufangen sey; schnitt die Schale ein, zog die Streifen ab und reichte ihr die saftige Kugel auf dem sternförmigen Teller der ausgeschnittenen Schale. Das gefiel dem Kinde ungemein. Aufmerksam sah sie der Züchtung einer zweiten Orange zu, deren Schale nach zwey Seiten umgebogen, die Frucht zu einem Becher machte, der mit dem ausgepreßten Saft einer drit-

ten Orange gefüllt ward. "Bring Deiner Freundin zu trinken; verschütte aber nichts." Die Kleine ging vorsichtig, aber innerlich jubelnd, damit zur Grotte.

Aus den Blumen band Louise einen Kranz und setzte ihn ihr aufs Haupt. Dann mußte die Kleine selbst versuchen einen Kranz zu winden. Darüber ging der Tag hin; Louise mußte versprechen morgen wieder Blumen und Früchte mitzubringen. Das that sie auch. Aber aus den Kränzen sollten lange Blumengehänge werden. Die Blumen reichten nicht. Menicuccia mußte Blumen suchen. Sie entfernte sich aus dem Castell auf eine viertel oder halbe Stunde. Die Fremde trat ängstlich aus der Grotte; blickte nach allen Seiten um, betrachtete Louisen, die es nicht zu bemerken schien, und setzte sich, nicht fern von ihr, auf einen Stein.

Die Kleine kam beladen mit Gras und Blumen aller Art, die sie ohne Wahl ausgerissen hatte, und schüttete sie zu Louisen's Füßen hin. Diese zeigte nun dem Kinde an, wie es eine Auswahl zu treffen habe; zeigte ihr eine Blume nach der andern, wie sie beschaffen war und sich auszeichnete; ließ sie die gleichen zusammenthun, und nun eine Auswahl zum Binden treffen; gab ihr den Faden; reichte ihr nach und nach Blumen, auch Blätter; wies ihr wie sie anzulegen, wie der Faden anzuziehen sey. Bald war ein Gewinde zu Stande gebracht, mit dem die jubelnde Kleine ausgeschmückt ward. Sie sprang zu ihrer Freundin, die lächelnd zugehört hatte und sie liebevoll umarmte.

Am folgenden Tage hatte Louise ein seidenes Tuch von vorstehenden Farben angelegt. Das gefiel dem kleinen Mädchen überaus. Sie streichelte die sanfte Seide mit den Händchen und konnte sich an den schönen Farben nicht satt sehen. Ich habe Dir auch eins mitgebracht, sagte Louise, und holte ein ganz gleiches aus dem Korbchen. Die Kleine ward damit geschmückt und war außer sich vor Freuden. Nun bin ich so wie Du! rief sie aus, und umarmte Louisen stürmisch. Plötzlich aber blieb sie stehen, ernst, wie in Gedanken vertieft, und fragte dann, sich anschmiegend: Hast Du wohl noch eins? Hier ist es! rief Louise schnell, und reichte es ihr. Das Kind ergriff es hastig und lief damit nach der Grotte.

Es verweilte lange; kam aber dann wieder und sagte nach einer Weile: ich bin hungrig. Louise nahm es an die Hand und ging in Mari's Haus, wo es ein Butterbrot erhielt, sich noch ein zweytes geben ließ und damit allein zurückkehrte. Als nach ein Paar Stunden Louise wieder ins Castell ging, erblickte sie schon aus der Ferne die zwey bunten Tücher. Die Kleine und ihre Freundin saßen bey den Blumen und wandten Kränze. Louise näherte sich langsam. Die Fremde reichte ihr lächelnd die Hand entgegen. Sie ergriff sie bewegt, setzte sich zu ihr und umarmte sie. Doch glaubte Louise nicht vorsichtig, nicht schonend genug seyn zu können; sie machte sich daher wieder mit dem Kinde zu thun und mit den Blumen.

Es ging nun von Tage zu Tage immer besser. Die Fremde fehlte nie, blieb aber immer stumm. Daß die Kleine die Blumen genau kennen lernen sollte, mit Liebe und Sorgfalt in dieser Kenntniß unterwiesen ward und doch wenig oder nichts davon behielt, versteht sich von selbst. Um so aufmerksamer war ihre Freundin dabey, die sich fast ausschließlich damit beschäftigte, Blumen zusammen zu suchen und sie in abgesonderten Hausen zusammen zu legen, wie sie nach dem empfangenen Unterricht zusammen gehören mußten. Louise hatte große Freude daran und fuhr um so eifriger in dieser Unterhaltung fort. Auch war sie nunmehr immer mit Papier und Bleystift versehen; zeichnete vielerley, aber am meisten Blumen, einzeln und in Sträußen.

Die Kleine, der sie einmal ein Geschichtchen erzählt hatte, ich glaube von Blumen, die darin redend austraten, wollte nun immer nur Geschichtchen hören, nichts als Geschichtchen. Louise, der es weit mehr um die Unterhaltung der ältern Freundin zu thun war, benutzte das nie genug zu befriedigende Verlangen der Kleinen, nach Erzählungen aller Art, zu ihren Zwecken, und erzählte ihr was Jener galt, und geschickt berechnet war, ein gramersüßtes Herz sanft zu rühren, Mitleiden für Andere darin zu erwecken oder es, durch gefühlvoll geschilderten, glücklichen Ausgang der Begebenheiten, sanft zu erheitern. Die zartesten Idyllen sprechender Blumen mögen hier gedichtet worden seyn für das tiefste Gefühl

und die wehmüthigste Rührung, die jemals in diesen grauen Mauern sich gefunden haben.

Auch ihre Laute brachte Louise mit ins Castell, und begleitete sich zu den zärtlichsten und ihren Zwecken angemessensten Liedern und Gesängen, mit einer Stimme und einer Kunst, die überall selten sind, in Carsoll aber gewiß noch nicht gehört worden waren.

Damit waren nun aber auch alle Wege eingeschlagen, alle Mittel ausgedoten, das verwundete Herz zu beherrschen. Wohl ihm! daß es Louise war, ein verwandtes, mitleidendes Herz und ein gebildeter Verstand, unter deren Einfluß es kam. Der höher gebildete Mensch hat eine ausgebreitete Theilnahme; das Geliebteste ist ihm nicht durchaus Alles, und ist er fromm, nicht das Höchste; selbst im zerrissenen Herzen bleibt ihm das Höchste, beym Verlust des Geliebten, und seiner Theilnahme bleibt noch manches Aeußere. Der Ungebildete, oder nur in den äußern Formen des gesellschaftlichen Lebens Gebildete, verliert mit dem Geliebtesten Alles und versinkt in die tiefste Trostlosigkeit, um so tiefer, je leidhafter das Gefühl ist, je unbedingter die Hingebung, je reiner die Gesinnung dabey war.

Aber auch er verlangt eine gleichgeschaffene, gleichfühlende Seele, um noch etwas in der Welt zu haben; um noch an irgend etwas sich anschließen zu können; um noch irgend etwas lieben und mit ihm weinen zu können. Hier wurde beyden von der Vorsehung gegeben was sie bedurften. Nur schien eine mehrjährige Gewohnheit, dem

Grame mit stummer Verzweiflung nachzuhängen, ein heitres Ausleben noch auf lange, unbestimmte Zeit hinaus zu sehen. Doch auch hier traten Zufall oder Fügung wohlthätig vermittelnd ein.

Die Fremde ward krank, und blieb es mehrere Wochen lang. Louise war über die Heftigkeit des Fiebers sehr erschrocken; ließ aus der Ferne einen Arzt kommen, der noch einige Male die Reise machen mußte, Louisen beruhigte und nachher nur im Briefwechsel mit ihr stand. Die größte und angenehmste Hülfe war ihr jedoch die thätige Theilnahme des Hauses Marl, indem alles ausgedoten wurde, was ihr für die Kranke und für sich selbst wünschenswerth seyn konnte.

Louise, die ihr Bett in das Zimmer der Kranken hatte tragen lassen, blieb indessen ihre einzige unmittelbare Wärterin. Sie leitete die kleine Menicuccia zu allen erforderlichen Hülfsleistungen an, und kam bald so weit mit ihr, daß sie nur Nachts zu wachen brauchte und einige Stunden des Tages ruhte, in denen sie der Kleinen die Wartung ihrer Freundin anvertrauen konnte.

Die unausgesehte zarte und mühevollen Sorgfalt rührte die Kranke aufs tiefste; und so war es denn auch ein Erguß der Dankbarkeit, der ihre Lippe lösete, denn ihr erstes Wort war: liebe, liebe Louise! Diese streichelte ihr gerührt die Wange und sagte: Meine gute — Ach, ich weiß ja nicht wie Du heißest! Chiara! versetzte leise die Kranke.

Einmal

Einmal den ersten Schritt überwunden, ward sie nach und nach mittheilender, und da die Genesung ihr fühlbarer ward, schlen sie ein neues Leben zu beginnen, in dem Louise der Mittelpunkt war, um den ihre Liebe, ihre Verehrung und Dankbarkeit, ihre Vorstellungen und Wünsche sich drehten. In dieß neue Leben ward aber auch Louise mit hineingezogen. Ihre Freude über den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen war unaussprechlich. Es war ihr, als habe sie ein Menschenleben gerettet, und mehr als das. Sie liebte Chiara mit der größten Zärtlichkeit; achtete sie höher, da sie sie näher kennen lernte; ging in ihre Gefühle und Betrachtungen ein; genoß mit ihr das Glück der Theilnahme; jede schien die Andere nach und mit sich zu stimmen, und beyde zu genesen.

Doch that Louise alles, was die zarteste Sorgfalt vermag, ihre Freundin nicht zurückblicken zu lassen; wo möglich durch einen dichten Vorhang alle Vergangenheit von der Gegenwart abzuschneiden. Beschäftigung schien ihr das beste Mittel dazu, und auch Menicuccia mußte ihr dazu nützlich werden. Das Kind ward nämlich ordentlich unterrichtet im Lesen, Schreiben, Zeichnen und mancherley Handarbeit, und Chiara mußte in Louisen Gegenwart, und unter ihrer Leitung, das Kind unterrichten, das doch nur zu ihrer eigenen Beschäftigung dienen sollte.

War es nun eine zu weit getriebene Vorsicht, oder wirklich für den Zustand der Genesenen nothwendig, genug Louise wollte sie nicht wieder das Castell und die

Stützen II.

26

gewohnten Gegenstände, ja nicht einmal die bekannten Personen im Hause Mari sehen lassen. So oft auch Chiara wieder ins Freye zu gehen wünschte und sich nach Lust sehnte, hatte sie Louise immer durch Vorstellung ihrer Schwäche und Versicherung, daß es ihrer Gesundheit höchst nachtheilig seyn würde, davon abzuhalten gewußt.

Eines Tages kündigte sie, ihrem Plane gemäß, der Freundin an, daß sie nun nicht länger da bleiben und zu ihren Eltern zurückkehren müsse. Chiara, im höchsten Grade erschreckt, beschwor sie, unter heißen Thränen, sie nicht zu verlassen. Das will ich ja nicht, entgegnete Louise und schloß sie in die Arme; Du bist mir unaussprechlich lieb und theuer geworden. Aber ich rechne darauf, da ich meinen Eltern, die mich zurückrufen, gehorchen muß, daß Chiara und Menicuccia mit mir gehen und bey mir bleiben wollten. — Ach gern! gern! rief Chiara, unter Thränen lächelnd, aus: immer, immer bey Dir bleiben! —

Louise bereitete nun mit Sorgfalt ihre Freundin auf alles vor, was ihrer in der nächsten Zukunft wartete und sie nicht überraschen, um so mehr aber beschäftigen und zerstreuen sollte. Sie sprach ihr ausführlich von ihren Eltern, ihrem Hause, ihrem Garten, der Gegend und der Stadt; sie beschrieb ihr den ganzen Weg von Carsoli nach Anagni; sie schilderte ihr die Kutsche, in der sie reisen würden und wußte ihr tausend kleine Details so anziehend zu machen, daß Jene den Augenblick

der Abreise kaum erwarten konnte. Am Tage vor derselben benachrichtigte sie sie noch, wie die Eintheilung der Reise erfordere, daß sie sehr früh, noch vor Tage, aufbrächen, daher also ihr kleines Gepäck noch am Abend ordnen und zeitig aussiehn mußten. So geschah es auch; und Louise hatte die Beruhigung, daß kein bekannter Gegenstand ihre Freundin an eine nahe oder schmerzliche Vergangenheit erinnerte.

Nach diesem Anfange läßt sich die Aufmerksamkeit und Sorgfalt denken, mit der Chiaren's Behandlung fortgesetzt wurde. Louise theilte bald nachher mit ihr das ehrwürdige Geschäft der Haushaltung, weil sie ununterbrochene Beschäftigung für das wesentlichste Hülfsmittel der Gemüthsruhe hält; weil gerade diese den Vorzug vor jeder andern Beschäftigung hat, daß man nicht müde werden und sie nicht unterbrechen darf; daß der Erfolg jeder Bemühung sogleich vor Augen liegt; daß sie ihren Lohn in dem schönen Bewußtseyn findet, unmittelbar für alle diejenigen zu arbeiten, die uns zunächst umgeben; die nothwendigsten täglichen Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Kreises unserer Angehörigen zu befriedigen. Diese Wirksamkeit aber ist in dem Hause Giannuzzi sehr ausgedehnt, und erfordert, nächst einer gewissen Vorhersagung für die Nothdurft des ganzen Jahres, eine angestrengte Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart, die nur die Hausfrau selbst genau kennt, und die bey unvorherzusehenden Fällen erst auffallend werden kann.

Dadurch ward aber auch, in den Stunden der Muße, jede geistreiche Beschäftigung, gewählte Lectüre, Cultur der Talente, Musik, Zeichnen u. s. w. eine wahre Erholung, ein Lohn der Arbeit, und auf den reizenden Spaziergängen in dieser schönen Gegend, die vertrauliche Unterhaltung beyder Freundinnen Jeder von ihnen der höchste Lebensgenuß. Dennoch aber befragten sie sich einander nie um die Vergangenheit. Jede schien für die Andere eine zarte Schonung zu haben, die ihr nicht erlaubte die schmerzliche Seite ihrer Freundin zu berühren.

Fremde, wie ich wohl bemerkt habe, übersahen die Vortrefflichkeit der beyden Mädchen, oder vermochten sie in kurzer Zeit nicht wahrzunehmen, und huldigten bloß ihrer außerordentlichen Schönheit; ich aber, der ich sie bey Monate langem Aufenthalt in Anagni genauer kennen lernte, habe nie eine größere Liebenswürdigkeit, nie eine hinreißendere Macht der Weiblichkeit gekannt, als die dieser beyden Freundinnen. Besonders erinnerte mich Chiara durch Gestalt und Gesicht, durch Ausdruck, Ton der Stimme, durch Alles, bis auf den Namen Chiara, an ein himmlisches Weib, dessen Verlust mir die Ruhe der Seele für immer geraubt hat.

Hier schloß mein Begleiter, tief bewegt, und bald langten wir in Ermenonville an. — Aus den tiefen Schatten des schönen Waldes schlug ich einen Fußsteig ein, der uns an den malerisch umgebenen Wasserspiegel führte, der hier der große See heißt. Ich lösete einen, dort immer bereit stehenden, Rachen vom Ufer, und ge-

mächlich rudern durchschnitten wir die Fluthen. Am jenseitigen Ufer legten wir uns auf den weichen Rasen, unter einer großen Platanen, die auf einem Hügel eine reizende Aussicht beherrscht und ihre Aeste weit nach allen Seiten verbreitet. Der Marchese fuhr in seiner Erzählung, nach einiger Zeit stiller Betrachtung der Gegend, fort:

Es war im May dieses Jahres, als ich an einem der schönsten warmen Abende mit Louise, auf der Terrasse des Gartens, unter der großen Castanie saß, die Sie kennen müssen. Wir waren allein. Chiara war lange der Gegenstand unsers Gesprächs gewesen. Louise breitete sich mit inniger Wärme über die schöne Seele ihrer Freundin aus, und war unerschöpflich in Schilderung der interessantesten kleinen Züge derselben, die sie mit vieler Feinheit beobachtet hatte. Nach und nach nahm das Gespräch eine andere Wendung. Ich brachte sie unvermerkt auf ihr eigenes Leben, auf frühere Zeiten, in denen ich sie selbst als Kind gekannt hatte, und erleichterte endlich auch mich selbst in vertraulicher Mittheilung. Der tief eingewurzelte Gram meines Lebens fand in ihrem schönen Herzen nicht bloß die zarteste Theilnahme, sondern auch, mit Hülfe wunderbarer Fügung, die höchste Wohlthat, die ein wundes Menschenherz beseligen kann. Ich will Ihnen die Thatfachen mit dürren Worten aufzählen und Sie mit dem Ausdruck meiner Empfindungen verschonen.

Ich war auf Schulen von meinem Vater sehr streng und eingezogen gehalten worden. Um so größere Freyheit genoß ich gleich darauf, als er mich auf die deutsche Universität W — schickte, wo mein Hofmeister sich fast gar nicht um mich bekümmerte. Ich glaubte hier in die große Welt einzutreten und genoß ihre Freuden mit Wonne. Der Name und der Reichthum meines Vaters öffnete mir die Thüren. Ich war ein guter Tänzer, Reiter, Fechter; ich fand meine Eitelkeit überall geschmeichelt; hatte im ersten Jahre unaufhörliche Händel auszusuchen und trieb die Anmaßung aufs Höchste.

Ich wollte allein glänzen in meiner Welt, und hatte den Verdruß, daß ein älterer Studiengenosse mir darin den Rang ablief. Er hatte den Glanz des Verdienstes und allgemeiner Achtung, den ich mir nicht zu erwerben wußte. Ich war klein genug ihn zu beneiden, mich an ihm zu reiben und Händel mit ihm zu suchen. Sein wahrhaft edelmüthiges Betragen, auch gegen mich, brachte mich zur Besonnenheit. Wir wurden die wärmsten Freunde. Ich hatte keinen andern Umgang mehr; ich lebte nur mit und in ihm, und was nur immer Gutes an mir seyn mag, glaube ich dieser glühenden Jugendfreundschaft schuldig zu seyn.

An meinem Freunde war Alles ungewöhnlich und anziehend. Er war ein Deutscher von Geburt, aber in Ostindien erzogen. Seine ganze Geistesrichtung hatte etwas Fremdes. Selbst in den Aeußerungen des täglichen Lebens war er ernst, warm und innig. Er war

ein sehr schöner Mann, vom edelsten Anstande, geistreich in Allem, und wahr, tüchtig, klar und einfach. Seinem hellen Geiste glich aber auch sein Körper an seltener Kraft und noch seltnerer Gewandtheit und Leichtigkeit. Ich habe nie einen vollkommnern Mann gekannt.

Da man uns nun unzertrennlich beysammen sah, und wir alles gemeinschaftlich hatten, selbst in allen Neigungen uns begegneten, so konnte es auch nicht auffallen, daß wir die Neigung für ein und dasselbe liebenswürdige Mädchen theilten. Glärchen war das vollkommenste Geschöpf ihrer Art, und ihr Umgang hatte einen unwiderstehlichen Zauber. Ihre Mutter vergönnte uns gern den täglichen Zutritt zu ihrem Hause, und nach wohlbenutztem Tage brachten wir jeden Abend bey ihr zu und hatten keinen andern Umgang mehr. So ward auch Glärchen bald auf den unsrigen allein beschränkt, da das Heer ihrer Anbeter uns zu wohl im Hause eingebürgert fand, um es uns nicht allein zu überlassen. Diese Abende gehören zu den schönsten meines Lebens und werden mir bis ans Ende desselben unvergeßlich bleiben.

Wie es denn aber zu gehen pflegt — ich wurde mir nach und nach eigennützigerer Gefinnungen für Glärchen bewußt. Ich liebte sie leidenschaftlich, und hatte, bey einiger Selbstprüfung, den Schmerz, mir eingestehen zu müssen, daß die Liebe zu ihr meine Freundschaft merklich beeinträchtigte. Ich mußte nämlich bey meinem Freunde dieselbe Gefinnung für Glärchen voraussetzen.

Ich hatte ihn scharf beobachtet. Eben durch diese Beobachtung hörte ich auf so eins mit ihm zu seyn, wie bisher. Die Sehnsucht nach Glärchens Besitz war nach und nach herrschend in mir geworden, und mein Freund schien allein dem Glück meines Lebens im Wege zu stehen.

Ich hätte nur Glärchen fragen können, um den Knoten zu durchschneiden; aber das war mir unmöglich. Immer war ich doch mit so starken Banden der Achtung an meinen Freund gefesselt, daß sein edles Herz zu kränken mir ein unaussprechlicher Gedanke war. Bey alle dem blieb es mir immer räthselhaft, ich mochte Glärchen beobachten so viel ich wollte, für welchen von uns sie sich entscheiden würde.

Mich meinem Freunde zu erklären, war mir eben so unmöglich; denn seinem Glücke im Wege zu stehen, war mir ein eben so unerträglicher Gedanke, als der Geliebten zu entsagen, und ich fürchtete, bey einer Erklärung meiner Seite, seine Großmuth, die mich über ihn selbst im Dunkeln ließe, oder durch seine Entsagung meinem Glücke die Reinheit des Bewußtseyns raubte. Ich war nun nicht mehr unbefangen, weder mit dem Freunde, noch mit der Geliebten, und mein Glück und meine Ruhe waren dahin.

Doch gewann ich, nach nicht geringem Kampfe mit mir selbst, so viel über mich, meine Leidenschaft, oder doch ihre Ausbrüche, zu unterdrücken; mich durch noch angestrengtere Studien von dieser Seite zu zerstreuen; mit meinem Freunde mich noch ausschließlicher an Unter-

haltung über wissenschaftliche Gegenstände zu halten, und die Entscheidung der großen Frage der Fügung zu überlassen. Dabey begleitete ich meinen Freund nicht mehr durchaus jeden Abend zu Glärchen, und verhandelte auch in ihrer Gegenwart meistens wissenschaftliche Dinge, was mir nach und nach eine Art Gewohnheit ward.

Nach vier Jahren eifrigst fortgesetzter Studien auf der Universität berief mich mein Vater zu sich in die Residenz. Darauf war ich nicht gefaßt, obgleich es vorher zu sehen war. Mir war, als sollte ich das Glück meines Lebens verlieren. Ich besprach mich mit dem Freunde und der Geliebten. Ihre überaus liebevolle Theilnahme erwärmte mich mehr als jemals; ich ward wieder der unbefangene Dritte in dem engen alten Vereine.

Mit meinem Freunde besprach ich mich ausführlich über meinen Studienplan, und fand zu unser aller Freude, daß ich noch ein Jahr, wenigstens ein halbes, auf der Universität unmöglich entbehren konnte. Diesem Wunsche gab auch mein Vater nach; doch behielt er mich während der Ferien in der Residenz.

Hier umgab mich der Glanz der großen Welt. Ich prüfte mich, und fand zu meinem großen Erstaunen, daß ich nicht mehr zu glänzen wünschte. Ich schloß daraus, daß ich die ersten jugendlichen Thorheiten abgelegt hätte und nicht mehr eitel sey. Mein Vater war verwundert über die Lebhaftigkeit meines Verlangens, nach der Universität zurück zu kehren. Ich ließ ihn da:

von denken, was er mochte; doch täuschte ich mich selbst keinesweges über die Motive. Meine Leidenschaft für Clärchen beherrschte mich ganz.

Als ich bey ihr eintraf, empfing sie mich wehmüthig mit der Nachricht: mein Freund sey vor wenig Tagen abgereiset, und zwar nach Ostindien, wohin er, sie wisse nicht von wem, berufen worden. Er hoffe, nach Jahresfrist zurück zu kehren, und dann bey uns dieselbe warme Theilnahme wieder zu finden. Der Verlust dieses edeln Freundes schmerzte mich tief; von Tage zu Tage empfand ich immer mehr, wie unentbehrlich er mir war. Doch auch daran gewöhnte ich mich nach und nach, und schloß mich nur um so inniger an Clärchen an.

Mit jedem Tage ward sie mir lieber; mit jedem Tage erwarb sie meine Achtung in höherem Grade; mit jedem Tage glaubte ich mich mehr von ihrer Neigung zu mir zu überzeugen. Endlich entdeckte ich diese Angelegenheit meinem Vater, suchte ihn zu überzeugen, daß ich ohne die Geliebte nicht leben könne, und bat ihn um seine Einwilligung zur Verbindung mit ihr. Die Antwort meines Vaters blieb lange aus. Endlich schrieb er mir: Ich habe mich nach dem Mädchen erkundigt; sie ist nicht unseres Standes, aber sie ist unbescholtenen Wandels und gut erzogen. Ich kann daher nichts gegen Deine Wahl haben. Du mußt selbst wissen, was Du zu thun hast; mußt so wählen, daß es Dich nicht gereue; und solltest Du geirrt haben, so viel Muth und

Männlichkeit besitzen, weder ganz unglücklich zu werden, noch unglücklich zu machen.

Clärchen war tief bewegt, als ich jetzt erst, mit der Einwilligung meines Vaters, um sie anhielt. Sie hatte mich längst geliebt. Eine Krankheit während meiner Abwesenheit, in der mein Freund ihr Arzt gewesen war, verrieth dem scharfsichtigen Mädchen eine heftige Neigung des Freundes zu ihr, die sie nicht theilen konnte. Er reisete ab und ließ ihr die peinliche Empfindung, ihn nicht glücklich machen zu können. Mich betrückte diese Mittheilung außersie.

Nach meines Vaters Wunsche erhielt ich eine ausgezeichnete Anstellung, und bald darauf ward Clärchen meine Gattin. Das erste Jahr unserer Ehe war das glücklichste meines Lebens. Im zweyten Jahre ward Clärchen kränklich; gegen das Ende desselben ward mein Sohn Pedro geboren. In dem darauf folgenden Jahre rathen die Aerzte meiner Gattin den Aufenthalt in einem südlichen Klima an. Ich führte sie nach Toscana, wo meine Tochter geboren ward, die Mutter aber bald nach ihrer Geburt verlor. Ich glaubte, sie nicht überleben zu können, und war nahe daran, in den Zustand der tiefsten Trostlosigkeit zu versinken. Zu dieser Zeit erfuhr ich auch den Tod meines Vaters. Ich lernte damals die Macht des Schmerzes kennen, und wie viel der Mensch ertragen kann.

Ich hatte Verwandte in Toscana; Personen von Ehre und Gewissenhaftigkeit. Diesen vertraute ich meine

Kinder an, und ging sodann, nachdem ich meinen letzten Willen bey Gericht niedergelegt hatte, französische Kriegsdienste zu nehmen, und folgte der Expedition Bonaparte's nach Egypten.

In dem Getümmel des grausamsten Krieges hatte ich von Zeit zu Zeit Augenblicke der Stille und der Besonnenheit. In solchen Augenblicken machte ich mir bittere Vorwürfe über die allzugeringsorgfalt, die ich für meine Kinder, für ihre Erziehung, für ihre Zukunft gehabt hatte. Das lebhafteste Verlangen, dieß Unrecht wieder gut zu machen und meine heiligste Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, erzeugte den Wunsch in mir, fortzuleben und wieder nach Toscana zurück zu kehren; aber es war damals auch das einzige Motiv dieses Wunsches.

Meine Kinder hatten ein sehr großes Vermögen von mir zu erben. Dieß war freylich ein äußeres Mittel zu Verschönerung ihres Lebens. Was konnte es ihnen aber helfen, wenn ihnen die Erziehung fehlte, die ihnen allein die innern Mittel geben konnte, ihrem Daseyn den möglichsten Werth zu geben! Dieses konnte sogar durch den Reichthum verhindert werden. Ich schrieb deshalb dringende und ausführliche Briefe von Cairo aus nach Toscana; versprach nach beendigtem Feldzuge, wenn ich mit dem Leben davon käme, zurück zu kehren; erhielt aber nie eine Antwort. Wie unglücklich mich dieß letztere machte, ist nicht zu beschreiben; zumal da ich mit Bonaparte nach Europa zurückgekehrt war, meiner Wunden

wegen aber, die sich auf der Reise sehr verschlimmert hatten, und mir eine lebensgefährliche Krankheit zuzogen, in Marseille liegen bleiben mußte, unaufhörlich Briefe nach Toscana diktirte und immer keine Antwort erhielt. Auch diese peinlichste Unruhe überlebte ich.

Halb genesen trat ich die Reise nach Toscana an; aber welche Schrecken erwarteten mich hier! Das ganze Städtchen war öde geworden durch eine ansteckende Krankheit, die den größten Theil der Einwohner hingerafft hatte. Das Schloß meiner Verwandten war verfallen, eine menschenleere Ruine geworden. Man sagte mir, die ganze Familie sey ausgestorben. Ich forschte nach Verzeichnissen der Begrabenen; meine Kinder waren nicht darin; im Orte aber auch keine Spur von ihnen aufzutreiben.

Ich eilte nach Florenz und bot Alles auf, Nachrichten über die Familie und meine Kinder einzuziehen. Man war mir von allen Seiten behülflich und brachte endlich so viel heraus, daß eine frühere Amme im Hause, die die drey jüngsten Kinder zärtlich liebte, bey dem Ausbruche der verhängnißvollen Krankheit, mit Bewilligung der Eltern, sich aus Vorsicht mit den noch nicht erkrankten Kindern entfernt habe. Nach mehreren Jahren habe sich der jüngste Sohn des Hauses gemeldet, um sein väterliches Erbe in Anspruch und in Empfang zu nehmen und die gütigsten Beweise beygebracht, daß er der einzige übriggebliebene Erbe sey. Er habe darauf einige

Anordnungen auf seinen Gütern in Toscana getroffen, sey sodann verreisct und nie wiedergekehrt.

Das war alles, was durch die angestrengtesten Bemühungen und Nachforschungen zu erlangen war. Es war möglich, daß meine Kinder noch lebten; aber ungewiß; wo und wie sie lebten, unersorschlich. Meine Verzweiflung läßt sich denken; dennoch blieb ich nicht bloß am Leben; ich genas auch noch unter jenem milden Himmel.

Seitdem irre ich in dem schmalen, meerumgebenen Lande umher, im Gebirge und auf den Ebenen, durchsuche Hütten und Paläste, belästige alle Behörden zudringlich mit Nachforschungen, sende Boten nach allen Gegenden aus, lebe nur, um meine Kinder zu suchen und sie nicht zu finden. Gram und Kummer sind mein täglich Brot; getäuschte Erwartung und bittere Vorwürfe, die ich mir selbst mache, schlagen meinem Herzen unaufhörlich neue Wunden; Clärchens Bild in ihm hindert es am Verbluten, und eine Sehnsucht, die mir oft thöricht genug ein Schimmer von Hoffnung scheint, macht mir aus Leben und Forschen eine traurige Pflicht.

Louise fragte mich nicht ohne Kengstlichkeit: wie meine Verwandte in Toscana geheißen hätten? Graf Lacerta, antwortete ich. Tief bewegt faltete sie die Hände, und blickte mit Innigkeit gen Himmel. Dieß Betragen setzte mich in Erstaunen und machte mich neugierig. Ich bat sie anfänglich um eine Erklärung desselben, aber sie war im Nachsinnen versunken und schien

mich nicht zu hören. Meine Unruhe stieg immer höher, und ich flehete sie an, mir zu sagen, ob sie von meinen Kindern etwas wisse? ob meine Erzählung sie auf Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen bringe?

Allerdings, sagte sie, aber auch nur Vermuthungen; durchaus nichts Gewisses, und schwieg dann. Hier ergriff mich eine Ahnung: Um Gottes willen! rief ich heftig aus: Ist Chiara meine Tochter?

Ich weiß es nicht, antwortete sie, aber ich vermuthe es, vielleicht nur, weil ich es wünsche. Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Ihnen meine Mittheilung über das, was ich in Erfahrung gebracht, zu machen. Ihre Festigkeit läßt mich für Sie und meine Freundin fürchten. Es sind nur Ruthmaßungen, wie ich Ihnen sage, und Chiara darf durchaus nicht an vergangene Zeiten erinnert, noch nichts gefragt werden. Sie müssen sie ohne meine Zustimmung durchaus nicht sprechen; versprechen Sie mir das?

Ich versprach alles, was sie nur wollte, und sie theilte mir darauf mit, sie habe während Chiarens Krankheit an dem goldenen Halsbande, das sie trage, eine Inschrift gefunden, in welcher der Name Antonio Lacerta vorkomme.

Da ich nun, fuhr sie fort, aus dem Hause Marl wußte, daß sie einst mit ihrem Geliebten, auf der Straße von Rom her, hier eingetroffen war, glaubte ich, man müsse in Rom Nachrichten von ihm einziehen können. Ich bat daher meinen Vater dringend, Alles

aufzubleiten, um etwas Bestimmtes über Antonio Vacerta zu erfahren. Alle schriftliche Erkundigungen brachten nichts heraus. Mein Vater reiste darauf selbst nach Rom, erfuhr auch wirklich, daß ein junger Graf Vacerta aus Toscana dort gelebt habe, aber schon lange nicht mehr gesehen worden sey. Nun ward nach Toscana geschrieben, aber auch dort wußte man schon lange nichts von ihm.

Wir glaubten nunmehr alle Hoffnung, unsere Absicht zu erreichen, aufgeben zu müssen. Aber unser Freund Luigi Campovechio aus Ferentino erbot sich, nach Rom zu reisen, nochmals Erkundigungen einzuziehen, und zwar bey Geistlichen, unter denen er dort vertraute Freunde hat. Lange blieben seine Bemühungen fruchtlos. Endlich erfuhr er: Der junge Graf Vacerta sey im Gebirge ermordet worden; ein Bediente desselben, der zugegen gewesen, und Schiavone heiße, sey jetzt Lohnbediente in Rom; mehr konnte oder wollte man ihm nicht sagen; vielleicht, weil alles, was man weiter wußte, ein unverbrüchliches Weichtgeheimniß war.

Don Luigi wußte jedoch den Schiavone in seinen Dienst zu bekommen, und suchte mit Vorsicht etwas von ihm heraus zu bringen, was lange nicht gelingen wollte. Als er ihm aber sagte, er wisse längst, daß der Graf im Gebirge ermordet worden; dieser sey gar nicht der Gegenstand seiner Neugierde; er wünsche nur zu wissen, wer das junge Frauenzimmer gewesen, das ihn begleitet habe; verstand sich der Bediente, ihm zu

zu sagen: Es war die junge Gemahlin des Grafen, ihm erst in der Stille wenige Tage vor der Abreise angetraut. Der Graf habe aber eine Mißheyrath gethan und die Tochter einer Obst- und Wild-Verkäuferin geheyrathet.

Mit vieler Mühe gelang es endlich Don Luigi, von seinem Bedienten, der ihm nach und nach verdächtig geworden war, von der Ermordung des Grafen und der Veranlassung dazu, Folgendes zu erfahren: Die Geliebte des Grafen war auch von andern Männern bemerkt und ihrer Schönheit wegen ausgezeichnet worden; besonders aber von einem Ultramontano, dessen Namen Schiavone vergessen zu haben vorgab. Dieser versorgte den Grafen und bewarb sich um dessen Geliebte mit der größten Hartnäckigkeit. Der Graf zog heimlich in ein anderes Stadtviertel, ließ sich trauen, und reiste ein Paar Tage darauf ab.

Seine Absicht war, auf seine Güter nach Toscana zu ziehen. Doch ließ sich vermuthen, daß er auf dem Wege dahin von seinem Nebenbuhler verfolgt werden würde, der bereits die veränderte Wohnung des Grafen ausgespürt hatte. Diesen Irrthum zu führen, schlug er den Weg nach Tivoli und von da in's Gebirge ein. Bey Bicovaro theilt sich der Weg; die Heerstraße geht rechts nach Arsofi; links führt ein kleinerer Weg über eine Ebene nach Carsoli.

In diesem leichten Städtchen blieb der Graf die Nacht, ließ die Gräfin dort, und wollte sich in Arsofi

unter seinem Namen zeigen, um jeden Verfolger über den eingeschlagenen Weg zu täuschen, und auf einem Umwege die Gräfin in Carsoli abholen, um sodann mit ihr durch's Gebirge nordwärts nach Terni, und so auf den Weg nach Toscana zu gelangen. Aber noch ehe wir nach Arsoli kamen, wurden wir von Bewaffneten angegriffen, die den Grafen niederschossen und davon sprengten, ehe noch an eine Vertheidigung zu denken war. Ich eilte nach Carsoli zurück, suchte die Gräfin zwey Tage lang, konnte sie aber nicht finden; sie war entführt worden; ich habe nie mehr von ihr gehört.

Es lag etwas in der Erzählung dieses Menschen und in seinem Wesen, das Verdacht erregte. Don Luigi, um mehr von ihm zu erfahren, oder ihn zur Verantwortung zu ziehen, wenn sich sein Verdacht bestätigte, gebot ihm zu Hause zu bleiben, bis er zurück käme, und holte sich ein Paar Sbirren, die ihn zum Gefangenen machen sollten. Schiavone war aber schlau genug gewesen, auch seiner Seite Verdacht zu schöpfen, hatte sich unsichtbar gemacht und ward nie wieder aufgefunden.

Nun, Marchese, fuhr Louise fort, halten Sie es nicht für sehr wahrscheinlich, daß die Obst- und Wild-Verkäuferin Chiaren's Amme ist, die dem Mädchen keine bessere Versorgung geben konnte, als sie mit dem geretteten Antonio Vacerta zu verheyrathen, der durch ihre Anleitung in den Besitz seines Erbes gekommen war?

daß man sie für Chiaren's Mutter hielt, finde ich auch ganz natürlich.

Ich hatte kaum mehr einen Zweifel, und bejammerte nur das Unglück, daß man so eifrig und unflug nach dem Grafen, und nie nach dessen vermeintlicher Schwiegermutter geforscht hatte, die über Alles Auskunft gegeben hätte. Ich war in einer Spannung, die sich kaum denken, viel weniger schildern läßt. Der Gram so langer Jahre hatte mich nicht tödten können; die ungewohnte grenzenlose Freude drohte es zu thun; ich war auf's Festigste angegriffen.

Louise bot Alles auf, was die Theilnahme ihrer schönen Seele ihr eingab, mich, so viel es möglich war, zu beruhigen. Daß ich Chiaren unter diesen Umständen spräche, konnte sie eben so wenig zugeben, als sie mir ihren Anblick entziehen mochte. Es ward verabredet, daß ich sie bey der Abendtasel sehen, aber mich nicht verrathen dürfe. Louise verließ mich, um ihre Eltern zu sprechen. Unwillkürlich fiel ich unter dem Baume auf die Kniee, und mein ganzes Wesen lösete sich in dem heißesten Dankgebete auf. Da spendete mir der Sternenhimmel die unendliche Wohlthat der Thränen.

Ich fühlte mich erleichtert; das Gefühl beruhigte sich nach und nach an der Befriedigung, und der Gedanke trat wieder in seine Rechte; das beste that der Entschluß, der feste Wille besonnen zu seyn — so konnte ich mit einer gewissen heitern Fassung dem Cavaliere folgen, der mich zum Essen abholte. Er und seine Tochter

nahmen mich in die Mitte; Chiara saß mir gegenüber. Bey ihrem Anblick drohte das Gefühl einen Augenblick mich zu überwältigen; es gelang mir doch, jeden Ausbruch zu unterdrücken; Louise beobachtete mich scharf, und sagte mir gerührt und leise: welcher Selbstbeherrschung ist doch ein Vaterherz fähig! ich danke Ihnen für die Beruhigung, die es mir gewährt. — Sie unterhielt mich während der Tafel angelegentlich; so that auch der Cavaliere; ich hatte aber kein Ohr, ich war ganz Auge, und konnte es nicht abwenden von dem geliebten Mädchen, in dem ich meine unvergeßliche Gattin erblickte. —

Unmittelbar nach der Tafel sah ich Louise sich mit ihrer Mutter ernst besprechen. Ich trat zu ihnen und erklärte, ich wolle morgen in aller Frühe nach Rom abreisen und noch besser unterrichtet, oder doch beruhigter, zurückkehren; Louise möge unterdessen meine Tochter vorbereiten. Gott gebe, daß sie es wirklich sey! rief die Mutter aus; Louise aber freute sich meines Entschlusses, da sie mir dasselbe hatte vorschlagen wollen. Aber, setzte sie hinzu: wollen Sie nicht Don Luigi zu Rathe ziehen? — So geschah es denn auch. Nach einer schlaflosen Nacht, in der ich meinen Reitknecht geweckt und die Pferde satteln lassen, begann so eben die Morgenröthe den östlichen Horizont zu erhellen, als ich an die Thür des Architekten Campovecchio in Gerentino anklopfte.

Dieser redliche und thätige Freund der Familie Giannuzzi hatte im Stillen seine Nachforschungen nach

dem verdächtigen Schiavone vergeblich fortgesetzt. Dieser Mensch, sagte ich ihm, hilft uns eben so wenig als alle Auskunft über den ermordeten Grafen. Die Obst- und Wild-Verkäuferin muß der alleinige Gegenstand unserer Nachforschungen seyn.

Ganz wohl! erwiderte er: wir wissen aber ihren Namen nicht. Wie sollen wir unter der Menge Weiber, die auf allen Plätzen der weiten Stadt Obst und Wild feil bieten, gerade sie ausfinden, zumal wenn sie dieß Gewerbe nicht mehr fortsetzt, oder nicht mehr in Rom, oder gar schon gestorben ist? Der Name des Grafen ist der einzige, den wir kennen; ich habe bereits mehrere Personen getroffen, die ihn kannten; diesen Weg müssen wir einschlagen, um jener Person auf die Spur zu kommen.

Er hatte ganz recht. Ich stimmte ihm bey und wir verabredeten, daß er seine Erkundigungen durch seine befreundeten Geistlichen, ich die meinigen bey meinen zahlreichen Bekannten in Rom anstellen solle. Auf dem Wege dahin erwarb ich mir seine warme Theilnahme durch Entdeckung der engen Beziehung, in der ich zu der gesuchten Person stand, die mir bestätigen sollte, daß Clara meine Tochter sey, und von der ich auch Nachricht von meinem Sohne erwartete.

In dem früher polizeylosen Rom machten wir lange keine Fortschritte. Denn obwohl jetzt französische Polizey in ihren ehrwürdigen Mauern zu herrschen begann, so wurden dieser alle Nachforschungen, durch den Haß der

Römer auß Aeußerste erschwert. Auf den Rath Campovecchiaß vermieden wir auch sorgfältig alle Berührung mit der französischen Polizei; denn, sagte er, wen die sucht, der wird von ganz Rom verflucht und begünstigt, und wer mit ihr sich gut zu stehen scheint, wird unfehlbar behindert, belästigt und feindselig behandelt. —

Nach mannichfaltigen vergeblichen Versuchen und irre geleiteten Bemühungen brachte Don Luigi endlich in Erfahrung: vor wenig Jahren sey jenseit der Tiber eine Wittwe gestorben, die zwey fremde Kinder erzogen, in ihrem Testamente aber die Herzogin C. zur Erbin eingesetzt habe.

Die alte Herzogin, die ich alsbald besuchte, sagte mir, mit dem Testamente habe es seine Richtigkeit; die Wittwe aber sey noch am Leben, die Schwägerin ihres alten Gärtners, und heiße Leonore Quaglia. Aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit habe sie, ihr zu Gunsten, ein Testament, während einer Krankheit gemacht, sey aber wieder genesen.

Die Herzogin war übrigens, wie ich merkte, besorgt um die Sicherheit ihres Schützlinges, und fragte mich, weshalb ich die gute Frau suche? Um ihr zu danken und wichtige Dienste zu lohnen, erwiderte ich der Herzogin, denn ich mußte sie vor allem beruhigen und dadurch mögliche Hindernisse beseitigen. Ich erzählte ihr sodann alles, was sich auf meine Kinder und deren Mutterin bezog, ohne jedoch des lieben Mädchens in Anagni Erwähnung zu thun und fragte: ob nun wohl Madonna

Leonora die Amme meiner Tochter sey, und mir über meine Kinder Auskunft geben könne?

Die Aengstlichkeit der alten Dame nahm immer mehr zu und versetzte mich, durch böse Ahnungen, in die größte Unruhe. Doch sah ich wohl ein, daß nichts heraus zu bringen seyn würde, wenn ich nicht jedes Gefühl unterdrückte. Ich unterhielt mich lange mit der Herzogin fast gleichgültig; sie glaubte sodann, daß es mir weniger um die Kinder selbst, als aus Familientücksichten um Nachrichten von ihrem Daseyn zu thun sey, und so gelang es mir endlich, nach vielen captieusen Fragen, Folgendes zu erfahren:

Leonora, eine Römerin, im Dienste der Familie der Herzogin aufgewachsen, nach Toscana verheyrathet und dort Wittwe geworden, war mit jenen drey Kindern, mit Bewilligung des Grafen und der Gräfin Vaccata, nach Florenz gezogen, um dort den Ausgang jener ansteckenden Seuche abzuwarten. Schneller als man es hätte glauben können, ward die ganze Familie ein Opfer derselben, und Leonore ohne Rathgeber und eigene Beurtheilung, glaubte sich gänzlich verlassen und fürchtete sich, bey dem Vorurtheile des römischen Volkes gegen die Toscaner, sich irgend Jemand zu vertrauen. Sie benutzte daher eine passende Gelegenheit, nach Rom zurück zu kehren, zu ihrer damals noch lebenden Schwester, und behielt die drey Kinder, die sie zärtlich liebte, bey sich. Die Herzogin war damals in Madrid, wo ihr Gemahl Gesandte war und schon seit mehreren Jahren lebte.

Von der Schwester, der Gärtner-Frau, ward die arme Leonore mit drey Kindern sehr schlecht aufgenommen. Sie hatte noch ein Paar Hundert Scudi von dem Gelde, das man ihr einstweilen zu Verpflegung der Kinder mitgegeben hatte, übrig. Dieser Anblick besänftigte zwar die Schwester, doch mußte sie versprechen, davon ein Kostgeld für die beyden Knaben zu zahlen, und wenn es aufgegangen seyn würde, sie irgend wo unterzubringen. Die kleine Chiara, deren Amme sie gewesen war, hatte sie für ihr eigenes Kind ausgegeben. Mit den beyden Knaben war dieß nicht möglich.

Nach einiger Zeit sah die bedängste Leonore dem Ende der Scudi entgegen und vertraute sich ihrem Beichtvater. Dieser rieth ihr, den kleinen Grafen zu behalten, und ihn, wenn er herangewachsen, mit seinem Namen bekannt zu machen, wo er alsdann sein väterliches Erbe in Anspruch nehmen könne; die andern beyden Kinder solle sie aber, meynete er, im Waisenhause unterbringen, da ihr ja die Eltern derselben völlig unbekannt seyen. Hiezu konnte sich jedoch Leonore nie entschließen.

Sie erwarb sich einen dürftigen Unterhalt, oder bezahlte vielmehr ihre Wohnung und Nahrung und die nothwendigsten Bedürfnisse, indem sie das Obst aus dem Garten, die Krametsvögel und Drosseln, die ihr Schwager in müßigen Stunden erlegte, feil bot. Sie hatte ihren Stand gegenüber der Rotunde, oder dem Pantheon; neben einem Madonnenbilde saß sie hinter

einem Tischchen, worauf das Geflügel ausgelegt war; daneben standen ihre Obstkörbe; sie strickte dabey fleißig, und meistens waren Chiara und Antonio bey ihr.

Pedro, Chiara's Bruder, aber trieb sich sonst wo herum, oder sah dem Gärtner zu, wenn er arbeitete oder Vögel schoss. Antonio hatte von je her die zärtlichste Neigung für Chiara und verließ sie nie. Indessen wurde die Sorge der armen Frau um die Kinder immer peinlicher, da ihre Schwester von Tage zu Tage immer lebhafter in sie drang, sie von sich zu geben, oder sammt den Kindern das Haus zu räumen.

In dieser Noth saß sie eines Morgens, in trübe Gedanken vertieft, hinter ihrem Tischchen und strickte, während die beyden Kinder auf dem Straßenpflaster spielten, als ein alter Bekannte und Kunde, ein deutscher Maler, bey ihr verweilte, um wie gewöhnlich sein Frühstück bey ihr einzukaufen, und fragte, ob die Krametsvögel heute geschossen seyen? Allerdings antwortete sie. Sie sehen mir doch nicht so aus, bemerkte Jener; sind sie wirklich von heute? Nein, entgegnete sie: im Angesichte Madonna's darf ich keine Lüge sagen; hier sind andere, die wirklich von heute sind.

Der Maler ließ sich hierauf in ein Gespräch mit ihr ein; rief die Kinder zu sich und tadelte die Frau, daß sie die Kinder so ohne alle Unterweisung aufwachsen ließe. Leonore gestand ihm unter Thränen, daß sie so arm sey, daß sie die Kinder kaum am Leben zu erhalten vermöge, dazu unwissend, um sie selbst lesen zu lehren. Der Deut-

sche suchte sie zu trösten, fragte nach dem kleinen Pedro, und meynte, man müsse die Sache überlegen.

Wie nun Bedrängte sind; sie schauen nach allen Seiten um, und der geringste Schimmer von Hoffnung erregt die kühnsten Erwartungen. So gieng auch hier mit den letzten Worten des Malers, den Leonore seit Jahren schon als einen zwar armen, aber sehr guten, hülfreichen und edel denkenden Mann kannte. Sie nahm am folgenden Morgen den kleinen Pedro mit, und als sie den Maler sah, bat sie ihn treuherzig, er möge doch den Knaben in die Lehre nehmen und ihn seine Kunst lehren. Er sah die Frau an, kratzte sich hinterm Ohr und sagte: freylich! freylich! ich begreife wohl! aber Madonna, es muß doch auch gegessen seyn! Verwöhnt ist der Junge zwar nicht. —

Leonore sah ihn mit der größten Herzensangst in die Augen; der Fremde ward gerührt — Ey nun! rief er aus, es kommt ja auf die Probe an, ob er Genie und Talent hat. So lange ich noch in Rom bleibe, vielleicht noch ein Jahr — Nun! man wird ja sehen! Leonore ergriff seine Hand und küßte sie unter Thränen; steckte ihm die Taschen voll Grammetsvögel; gab dem Kinde in jedes Händchen eine Orange; herzte und küßte es zum Abschiede und sah ihnen bis zur Gassenecke mit klopfendem Herzen nach. —

Täglich gewann der Maler das Kind lieber, und äußerte, es werde ihm schwer werden sich davon zu trennen; das Kind hing mit der größten Zärtlichkeit an ihm

und hieß seitdem, wie sein liebevoller Beschützer, Zederico.

Nach einiger Zeit war es Leonoren, durch ihren Weichtvater, gelungen, daß bey dem Maler ein Altarblatt für die Kirche der Cölestinerinnen bestellt ward, und für dieselbe Kirche ein Gemälde, in dem der Heiland die Wechßler und Verkäufer aus dem Tempel treibt. Wen er aber in dem Bilde sitzen ließ, war Leonore hinter ihrem Tischen voll Geflügel, mit ihren Obstkörben und den spielenden Kindern. Kaum waren die zwey Bilder fertig und bezahlt, so reiste der deutsche Maler in sein Vaterland zurück, wo ihn die Braut erwartete, und nahm den Knaben mit, von dem er sich nicht mehr trennen zu können versicherte. Von beyden ist seitdem nichts vernommen worden.

Einige Zeit darauf traf ich in Rom ein, fuhr die Herzogin fort, wohin ich mich nach dem Tode meines Gemahls in Spanien zurück zog. Ich freute mich, Leonoren vorzufinden, die bey mir aufgewachsen war. Ich nahm sofort den kleinen Antonio zu mir, erzog ihn, ließ ihn lesen und schreiben und Christenthum lehren und sendete einen geschickten Anwalt nach Toscana, der das Vermögen der Familie Vacerta glücklich aus den Händen entfernter Seitenverwandte rettete, worauf es gerichtlich verwaltet wurde, bis der Knabe mündig geworden seyn würde.

Während dieser bey mir standesmäßig erzogen wurde, blieb die kleine Chiara bey Leonoren, der ich zwar

diese Last erleichterte und sie außer Sorgen setzte, die aber doch fortfuhr Wild und Obst zu verkaufen, weil sie gemalt worden war. Ich glaube aber, sie that es aus Gewissensangst, wie eine Art Buße, denn sie hörte nie auf, die Entfernung des kleinen Pedro zu beweinen. —

Nach und nach kam aber die Gewissensangst an mich. Antonio und Chiara nämlich liebten sich mit einer Hestigkeit, wie ich an Kindern vergleichen für unmöglich gehalten hätte. Ich glaubte sie gewaltsam trennen zu müssen; beyde wurden krank und jammerten unaufhörlich eines nach dem andern; ich brachte sie in der Herzensangst zusammen, und sie genasen ohne alle Arzney. Ich meynte, diese Kindererzählung werde sich mit den Jahren geben, und ließ sie beysammen; ließ auch das Mädchen unterrichten und von einer deutschen Kammerfrau in künstlichen, weiblichen Handarbeiten unterweisen, weil ich hoffte, das werde sie zerstreuen und nach und nach sie in ihren eigenen Augen der Kammerfrau gleich stellen, mit der sie ausschließlich lebte, während Antonio an meinem Tische aß und Knaben seines Standes zur Gesellschaft hatte. Indessen wuchsen sie heran und es blieb wie es war; ja ihre gegenseitige Leidenschaft schien noch mit ihnen zu wachsen.

Einst besprach ich mich darüber mit meinem Geschäftsmanne, eben jenem Anwalde, den ich früher nach Toscana gesendet hatte. Er rieth mir, das nicht weiter zu trennen, was Gott zusammen gefügt zu haben scheine; das achtzehnte Jahr Antonio's abzuwarten; ihn sein

Vermögen in Toscana in Empfang nehmen zu lassen und ihm dann, da er mündig sey, in Ansehung Chiara's weiter keine Hindernisse in den Weg zu legen, wobey ich mir auf keine Weise Vorwürfe zu machen haben würde.

So geschah es denn auch. Doch habe ich mir die Vorwürfe nicht erspart; vielmehr haben diese unglücklichen Kinder mein Alter mit schwerem Kummer belastet. Sie wurden wirklich vermählt, und die Welt hat nie ein schöneres und glücklicheres Paar erlebt. Aber Chiara's außerordentliche Schönheit mußte, wie Gold und Juwelen, Räuber und Mörder herbeylocken. Auf dem Wege nach Toscana wurden sie, ungeachtet aller angewendeten Vorsicht, angefallen; der junge Graf ward ermordet und seine Gattin entführt. —

Hier bedeckte die alte Dame ihr Gesicht mit beyden Händen, und überließ sich dem Ausbruche des heftigsten Schmerzes. Eine Römerin vergießt selten Thränen; kommt es aber einmal dazu, und wäre sie die älteste ihrer Zeit, so ist keine äußere Macht fähig, den Erguß aufzuhalten.

Ich selbst war von den verschiedenartigsten Empfindungen so gewaltsam ergriffen, daß es der größten Anstrengung bedurfte, mich einigermaßen im Gleichgewicht und besonnen zu erhalten. Ich ging ins Vorzimmer und sagte einem Lakayen, die Herzogin wolle Leonoren sprechen, man solle sie rufen.

Als die gute Dame so weit beruhigt schien, daß sie mich hören konnte, sagte ich ihr, ich hätte von Chiaren Nachricht; es gehe ihr nach langen Leiden wieder gut; erst aus ihrer Erzählung wisse ich jetzt, daß sie meine Tochter sey. Erst machte es der lebhaften Alten Mühe, das Unerwartete zu fassen; dann aber war der Ausbruch ihrer Freude eben so gewaltsam als vorher der des Jammers. Sie ergriff meine beyden Hände, weinte und jauchzte durch einander, schellte heftig, rief wiederholt Leonoren und schien kaum zu wissen was sie that.

Da trat, tief in Trauer gehüllt, eine stattliche Matrone in's Zimmer. Leonore! rief die Herzogin ihr entgegen: Chiara lebt! lebt und ist gesund! das ist ihr Vater! — Jene heftete einen durchdringenden Blick auf mich, näherte sich mir und fragte mit Anstrengung: ist das wahr? Ich erklärte ihr, daß es so sey, wenn Chiara anders die als Säugling zurückgelassene Tochter eines Verwandten des Hauses Paterta in Toscana wäre. Da fiel die Matrone auf die Knie, erhob den Blick und die gefalteten Hände wie zum Gebet; aber stürmende Thränen verdunkelten ihr Auge und erstickten ihre Stimme.

Ich richtete sie auf und führte sie zu einem Stuhl. Die Ausbrüche der Freude der beyden Frauen hatten etwas Aengstliches für mich; die Herzogin fiel mir um den Hals und rief unter Thränen: o fratello mio! Leonore benetzte meine Hände mit glühenden Thränen. Nach und nach legten sich die Stürme. Der dringenden Forderung,

ihnen Chiara baldmöglichst zur Stelle zu schaffen, begegnete ich mit der Bemerkung, daß Chiara, nach ihrer Genesung von einer schweren Krankheit, noch großer Schonung bedürfe, daß ich selbst mich ihr noch nicht zu erkennen gegeben hätte, und sie ganz der Behandlung ihrer liebevollen Freundin überließe, nach deren Anweisung auch ich mich gewissenhaft richtete.

Ich will sie warten und pflegen! rief Leonore heftig aus: habe ich sie nicht mit meiner Milch genährt! habe ich nicht ihren Schlummer bewacht und ihren süßen Augen, so lange sie offen waren, jeden Wunsch erlauscht! hat meine Sorge sie nicht vor Uebel und Krankheit bewahrt! hat sich je mein Auge geschlossen, so lange sie wachte! hat es ihr je an etwas gefehlt, so lange sie mein war! ist ihr Leben nicht mein Leben! wer verdient sie zu pflegen mehr /'s ich! —

Dankbar drückte ich der braven Matrone die Hand, und verließ ihr, noch heute nach Anagni mit ihr abzureisen. — Und ich! rief die alte Herzogin: soll ich sie denn nicht sehen? Ich versprach ihr, so bald Chiara, über deren Zustand ich selbst nichts Bestimmtes sagen könne, im Stande seyn würde, eine Reise zu machen, sie vor Allem zu ihr kommen werde, ihre mütterliche Hand zu küssen.

Camporeccio trat schon früh am andern Morgen die Rückreise zu Pferde an, und sollte Louise vorbereiten auf den Gast, den ich mitbringen würde. Ich folgte ihm zu Wagen mit Leonoren, die die Trauer abgelegt

hatte. Unter Wegeß machte ich sie ausführlich bekannt mit Chiaren's Schicksalen und mit Louisen's liebevoller Sorge um sie. Ich hatte die Absicht, ihr begreiflich zu machen, daß noch kein Versuch hätte gemacht werden können, Chiara an vergangene Zeiten zu erinnern, was gefährlich werden könne, und daß es ihrem wahren Seelenarzte, Louisen, überlassen bleiben müsse, sie auf Leonorens Erscheinung und damit verbundene Erinnerungen so weit vorzubereiten, als sie selbst es nothwendig erachten würde.

Ich erreichte diese Absicht vollkommen, und fand Leonoren, ungeachtet der Lebhaftigkeit ihrer Gefühle und des Mangels an Bildung, zu meiner großen Beruhigung, sanfter, lenksamer und vernünftiger, als ich's erwartet hatte. Dazu trug denn auch die Wärme bey, mit der ich ihr meine Dankbarkeit für die Erhaltung meiner Kinder ausdrückte, und die Freyheit, die ich ihr ließ, zu wählen, ob sie ferner mit einem ansehnlichen Jahrgehalte bey meiner Tochter bleiben, oder dasselbe unabhängig in Rom oder jedem andern Orte genießen wolle.

So im besten Einverständnisse langten wir in Anagni an, wo Louise sich sogleich meiner Gefährtin bemächtigte, sich von ihr erzählen ließ, sie dadurch kennen lernte, und alles Erforderliche mit ihr verabredete.

Sie können denken, fuhr der Marchese fort, wie sich nun Alles gefügt hat. Durch Louisen's schonende Sorgfalt

Sorgfalt bekam Chiara erst nach aller erforderlichen Vorbereitung die gute alte Leonore zu Gesicht, deren Liebe und Treue den ganz natürlichen Eindruck auf sie machten und ihr die Kraft gaben, die Erinnerung vergangener Zeiten, ohne Gefahr eines Rückfalls in jenen traurigen Zustand, aus dem Louise sie so wohlthätig gerettet hatte, zu bestehen. In Leonorens Busen ergossen sich ihre Thränen, und diese mütterliche Freundin war es, die sie endlich, nachdem Louise sie schon mit der Existenz ihres Vaters vertraut gemacht hatte, benachrichtigte, daß derselbe in der Nähe, und endlich, daß ich es sey.

Als ich das geliebte Kind mit unnennbarer Freude an mein Herz gedrückt hatte, glaubte ich nur dazu noch zu leben, um die geheimsten Wünsche dieses frommen Herzens aus ihren schönen Augen zu erlauschen und sie zu erfüllen. Lange suchte ich vergebens; sie schien immer keine Wünsche zu haben; endlich gelang es mir, aus ihrem eigenen Munde das Geständniß zu erhalten, daß sie einen sehnlichen Wunsch habe, den sie kaum zu äußern wage: immer bey Louisen zu bleiben. Mit dankbarer Rührung für diesen Beweis einer gesunden und reinen Seele, schloß ich sie in meine Arme, und versprach ihr, daß ich sie nie, ohne ihre freye Zustimmung, von ihrer Wohlthäterin trennen würde.

An dieser hingegen waren meine Bemühungen verloren. Ich hätte das Außerordentlichste darum gegeben, Louisen's Wünsche abzulauschen, die einer Erfüllung so

recht werth gewesen wären, wie ich mir's ersuchte. Umsonst! Sie blieb in ihrer still-heitern Fassung, und schien so gewohnt zu seyn, nur die Wünsche Anderer zu erfüllen, daß ihr selbst keine übrig blieben. Ich sah mich daher gezwungen, meinen Muthmaßungen zu folgen, und war entschlossen, wieder in's Weite zu ziehen, und mit den Nachforschungen nach meinem verlorenen Sohne die nach dem Don Federico zu verbinden, der Louise unvergeßlich ist, wie ihre Eltern meynen, und den Versuch zu machen, ihn, ohne indiscret zu seyn, für Anagni zu gewinnen, wo, wie ich überzeugt bin, sich dann alles Wünschenswerthe von selbst finden muß.

In Rom hörte ich sogleich von Ihnen, erfuhr Ihren Namen, und daß der Maler Federico bey Ihnen gewohnt habe und mit ihnen nordwärts abgereiset sey. Ich folgte Ihrer Spur, und erfuhr wieder von Ihnen in Florenz in den Häusern Gabbioni, Corsini, Montemileti und andern, doch kannte man in denselben Federico nicht, was ich mir daraus erklärte, daß der junge Maler vermuthlich nicht in diesen Kreisen erschienen sey.

Man vermuthete dort, sie seyen nach Mayland gereiset, wo ich aber alle Spur verlor. Ich glaubte nun, Sie müßten einen andern Weg über die Alpen genommen haben; es blieb mir daher nichts übrig, als Sie in den größern Städten auf den Wegen nach Deutschland zu suchen. Daß Ihre Durchreise in den Büchern der Gasthöfe, oder doch in denen der Polizei, bemerkt seyn

würde, darauf konnte ich rechnen, so wie ich die Banquiers, an welche Fremde gewiesen werden, nicht unbefragt ließ. Dennoch suchte ich Sie in Brescia, Verona, Padua und Venedig vergebens. Sie konnten nach Frankreich gereiset seyn, daher wendete ich mich unermüdet über Mantua, Cremona, Piacenza und Alessandria nach Genua, und war bereits im Begriff nach Turin abzugehen, als ich noch in Genua Ihre Spur wieder auffand.

Dieser folgte ich; doch schrieb ich vorher nach Deutschland, und ließ dort mit allen Mitteln öffentlicher Bekanntmachungen nach einem Maler forschen, der einen Knaben in Rom zu sich genommen habe, und gab die dürftigen Details, die ich selbst hatte. Federico zu finden folgte ich dagegen Ihnen nach Frankreich, und ich gestehe, ich hätte bald die Geduld verloren über den gewaltigen Umweg, den Sie mich durch alle Städte des Südens, und von Bordeaux hieher haben machen lassen.

Sie müssen sich des Banquiers M. erinnern, der Sie überläßig genug nach Don Federico ausgefragt hat, unter dem Vorwande, er habe Wechsel für denselben. Das geschah auf meine Veranlassung; ich wollte Nachricht von seinem Aufenthalte haben, blieb aber unbefriedigt. Da ich Sie näher kennen gelernt habe, glaube ich durch das Vertrauen, das ich Ihnen gezeigt habe, Ihnen nicht mehr völlig fremd zu seyn, und daher von Ihnen erwarten zu dürfen, daß Sie die Auskunft über

Ihren Reisegefährten, die jener Dritte von Ihnen nicht erhalten konnte, mir selbst nicht versagen werden.

Wer kann sich meine Gefühle denken bey dieser Erzählung des Marchese's! Hundert Mal war ich in Versuchung gerathen, ihn zu unterbrechen und Alles zu offenbaren. Immer hielt mich der Gedanke zurück, daß ein so gefühlvoller Vater geschont und vorbereitet werden müsse. Ich suchte über das Mittel dazu nachzudenken, aber seine Erzählung zog mich so mächtig an, daß ich nichts Anders denken konnte, obgleich mich wieder der Gedanke, wie viel ich ihm mitzutheilen hätte, wie groß seine Ueberraschung und Freude seyn werde, viel davon versieren ließ, indem er meine Aufmerksamkeit störte.

Endlich bedachte ich, daß uns beyden eine Pause höchst nöthig sey, und erklärte daher: Ich sey zwar von Federico's gegenwärtigem Aufenthalte nicht unterrichtet, doch könne ich ihm die interessanteste Auskunft über ihn geben. Dieß glaubte ich aber aufschieben zu müssen, um auch ihm, nach solchen Mittheilungen, einige Ruhe zu gönnen. Er drückte mir ernst aber freundlich die Hand, und schien gerührt durch die Wärme, mit der ich ihm für sein Vertrauen dankte. Wirklich waren wir einander nichts weniger als fremd.

Im salben Lichte der herbstlichen Abendsonne ruderten wir langsam auf dem rubigen See der romantischen Mühle zu, in der uns eine erquickende Mahlzeit er-

wartete. Nach denselben gedachten wir den Rückweg nach der Residenz anzutreten, und bestellten den Kutscher nach der Mühle, sobald wir in derselben angelangt waren.

Als wir nun aber wieder die Räder unter uns rollen fühlten, und aus der Dämmerung rasch in die Nacht fuhren, wer vermögte die lebhaften und wechselnden Gemüthsbewegungen meines Gefährten zu schildern! Denn nun begann ich, ihm mitzutheilen, wie ich seinen Jugendgenossen, den alten Holm, kennen gelernt, und dieser einen Knaben aus den Händen der Malerwitwe empfangen, um für die Erziehung desselben zu sorgen. Wie diese auf eigenthümliche Weise in Piesland Statt gefunden und gut gelungen, dieser junge Mann aber kein anderer als des Marchese's Sohn, und eben der Federico, Frih Holm, sey, wie ich von seinem Pfleger vater erfahren, der aber von der Herkunft desselben nichts wisse.

Ich brachte den größten Theil der Nacht in der Wohnung des Marchese's mit ihm zu. Wir besprachen uns über die zu treffenden Maßregeln. Ich schrieb nach Piesland, man möge ihn dort suchen und ihn eigener Familien-Angelegenheiten halber nach Rom an ein bestimmtes Haus weisen. Eine ähnliche Einladung ward für alle französischen und deutschen Zeitungen mit aufgetragen und gleich abgesetzt.

Der Marchese selbst wollte nach Neapel reisen und seinen ehemaligen Jugendgefährten aussuchen, sowohl um ihn selbst zu sehen, als um von ihm Auskunft und Nachrichten von seinem Sohne einzuziehen. Er war auf's allerlebhafteste mit diesen Gedanken beschäftigt, dennoch rief er gerührt und freudig aus, indem er mir die Hand drückte: Und Louise! und Chiara!

Früh am folgenden Morgen, so bald sich nur der erforderliche Reisepaß erhalten ließ, eilte er zum Thore hinaus.

Durch Entfernung des Verfassers vom Druckorte
zu entschuldigende, am meisten ins Auge fallende
Druckfehler:

- Seite 5. Zeile 7. v. ob. statt Frühlingsnächte lies Frühlingsnacht.
S. 4. B. 9. v. u. fl. Wiseum l. Wisenum.
S. 5. B. 5. v. u. fl. Rosina l. Resina.
S. 6. B. 12. v. ob. fl. Sorrento l. Sorrento.
S. 55. B. 5. v. u. fl. lebensähig l. lebensfähig.
S. 56. B. 9. v. u. fl. Wellusten l. Wolecäten.
S. 66. B. 4. v. ob. fl. soit l. fait.
S. 71. B. 1. v. ob. fl. Sorrent l. Sorrent.
S. 73. B. 1. v. ob. fl. Ablacion l. Oblacion.
S. 129. B. 6. v. u. fl. Himalaga l. Himalaya.
S. 135. B. 4. v. u. fl. } Zinkbaum l. Zickbaum.
S. 144. B. 12. v. ob. fl. }
S. 159. B. 8. v. ob. fl. Aufsteiges l. Aufsteigens.
S. 140. B. 12. v. u. fl. Katsche l. Katsche.
S. 144. B. 12. v. u. fl. Paedanstrauch l. Pandanstrauch.
S. 165. B. 1. v. u. fl. auch l. mir.
S. 168. B. 1. v. u. fl. Arbeit l. Arbeit ist.
S. 205. B. 4. v. ob. fl. waren l. was.
S. 215. B. 4. v. u. fl. Broach l. Broach.
S. 274. B. 6. v. u. fl. in den l. in die.
S. 337. B. 12. v. u. fl. erwiderete l. erwiderte.
S. 341. B. 8. v. u. fl. Caffee l. Cafés.
S. 342. B. 1. v. u. fl. zu l. zum.
S. 363. B. 5. v. u. fl. der l. daß.
S. 376. B. 6. v. u. fl. rogue l. vogue.
S. 383. B. 14. v. u. fl. nur erträglich l. unerträglich.
S. 426. B. 15. v. u. fl. ihn l. ihm.
S. 428. B. 5. v. ob. fl. gemalt l. so gemalt.